



Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ecc. S. Petri Præp.
& S. Maurit. Dec.
A. V.





LD 5886

48

VORZUGLICHSTEN WERKEN

DEUTSCHEN

DICHTER UND PROSAISTEN.

XLVIII. Band.

✓ B

R 50

SAMMLUNG

DER

VORZÜGLICHSTEN WERKE

DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN.

XLVIII. BAND.

SAMMLUNG

DER

VORZÜGLICHSTEN WERKE

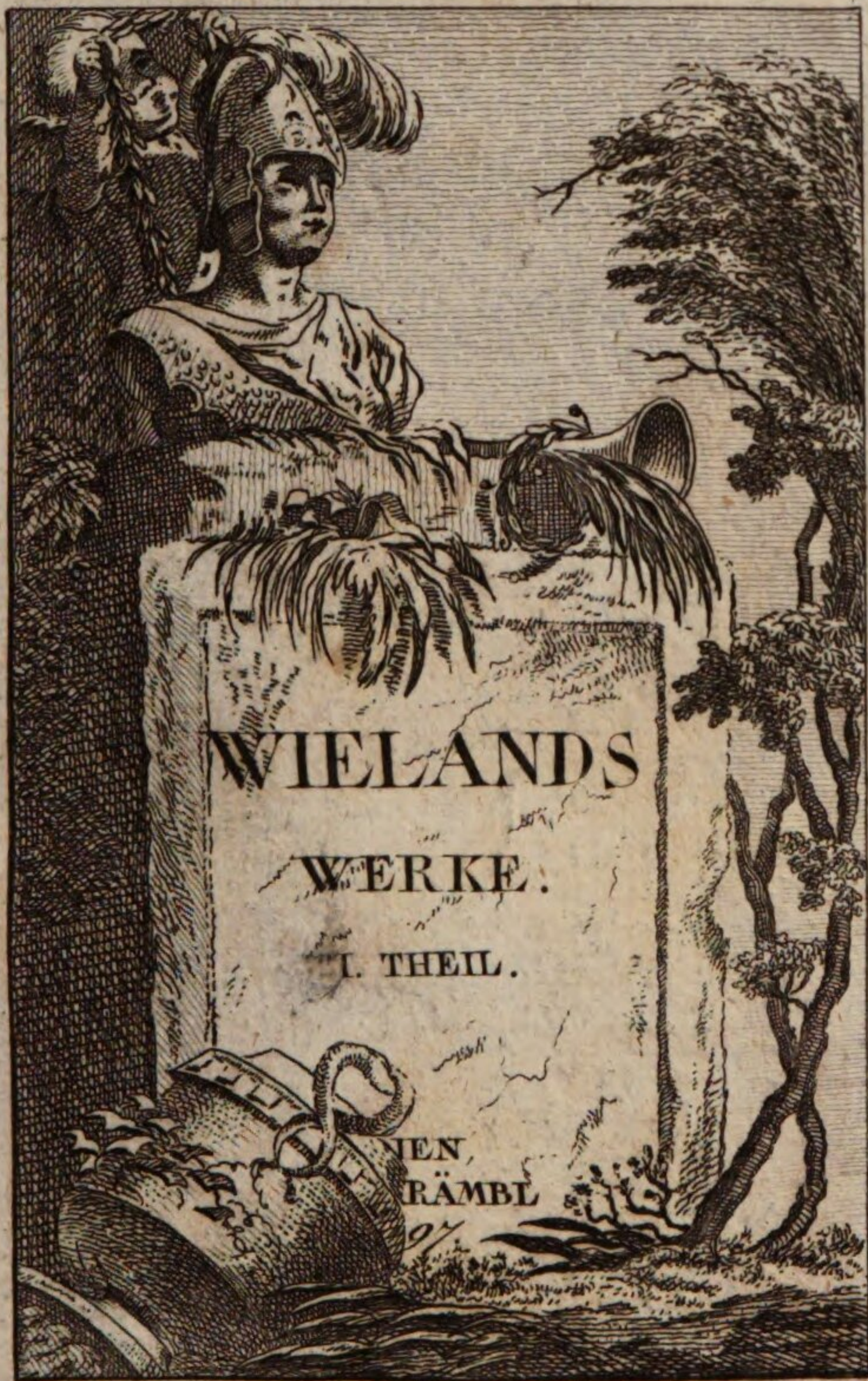
DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN.

XLVIII. BAND.



Agathon und die Bacchantinnen.





Heine'sche

Rob. Schindelmayer

Agathon und die Bacchantinnen.



SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

I. B A N D.



W I E N.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÆMBL.

1 7 9 7.

AMERICAN

187

C. M. WILKINS

I. H. WILKINS

WILKINS

WILKINS

WILKINS

WILKINS

WILKINS

WILKINS

VORBERICHT.

Es sind nun vier und vierzig Jahre, seit der Verfasser der poetischen und prosaischen Werke, die in gegenwärtiger vollständiger Ausgabe von der letzten Hand gesammelt erscheinen, zum ersten Mal im Kor der Dichter und Schriftsteller Deutschlands auftrat.

Seine Laufbahn umfaßt also beynahe ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröthe unsrer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfang; und er beschließt sie — wie es scheint, mit ihrem Untergange.

Er hatte das herzerhebende Glück, der Zeitgenosse aller Deutschen Dichter und Schriftsteller, in deren Werken der Geist der Unvergänglichkeit athmet, und der Ne-

benbuhler von keinem zu seyn; die meisten unter ihnen waren seine Freunde, keiner sein Feind.

Die Geschichte seiner an Materie und Form so mannigfaltigen Werke ist zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens, und, in gewissem Sinne, seines ganzen Lebenslaufs. Er ist so vielfältig angegangen worden, diese Geschichte den Freunden seiner Muse mitzutheilen, daß er sich dem Verlangen derselben um so weniger entziehen kann, da er sich noch überdiß durch viele in der Sache selbst liegende Bewegungsgründe schon lange dazu aufgefordert fühlt. Diese Arbeit wird den Beschlufs seiner Schriften machen, und, wofern ihm die Zeit sie zu vollenden gegönnet wird, wahrscheinlich als der letzte Theil der gegenwärtigen Sammlung noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts erscheinen können.

Wenn man sich bey dieser Ausgabe der sämtlichen Wielandischen Schriften zu

Vollständigkeit gegen das Publikum anheischig macht, so hofft man, es verstehe sich von selbst, daß die Rede nur von allen den Werken und Aufsätzen seyn könne, die der Verfasser, nach einer so strengen Prüfung als er der Welt und sich selbst schuldig ist, des Aufbewahrens nicht ganz unwürdig findet; und er erklärt demnach hiermit aufs feyerlichste, daß er nichts für sein erkennt, was keinen Platz in der gegenwärtigen Sammlung erhalten hat.

Der Begriff einer Ausgabe von der letzten Hand schließt auf Seiten eines Schriftstellers die Pflicht in sich, seinen Werken, wie wichtig oder unbedeutend auch jedes für sich allein scheinen möge, in jeder Rücksicht die größte innere Güte, die reinste Politur, kurz die höchste Vollkommenheit zu geben, die ihm zu erreichen möglich ist. Sie bleiben, auch nachdem er alles gethan hat was er konnte, noch immer mangelhaft genug; aber er hat seine

Schuldigkeit gethan, und tröstet sich mit dem allgemeinen Loose der Menschheit.

Der Verfasser der gegenwärtigen Ausgabe kann sich selbst mit reinem Bewußtseyn das Zeugniß geben, daß er bey dieser letzten Durchsicht, Verbesserung und Auswahl seiner Schriften mit unverdroßnem Fleiß und strenger Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen ist; und da er also beynahe gewiß ist sie von allen Makeln, *quas incuria fudit*, befreyt zu haben, so darf er um so eher für diejenigen, *quas humana parum cavit natura*, Nachsicht hoffen.

GESCHICHTE
DES
AGATHON.

*Quid Virtus et quid Sapientia possit
Utile proposuit nobis exemplum.*

I. B A N D.

W I E N.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÆMBL.

1 7 9 7.

RECEIVED

DEB

W. G. & T. H. O. W.

—

J. D. AND

W. L. E.

—

W. L. E. & T. H. O. W.

W. L. E. & T. H. O. W.

—

V O R B E R I C H T

ZUR ERSTEN AUSGABE.

DER Herausgeber der gegenwärtigen Geschichte siehet so wenig Wahrscheinlichkeit vor sich, das Publikum zu überreden, daß sie in der That aus einer alten Griechischen Handschrift gezogen sey, daß er am besten zu thun glaubt, über diesen Punkt gar nichts zu sagen, und dem Leser zu überlassen, davon zu denken was er will.

Gesetzt, daß wirklich einmal ein Agathon gelebt hätte, daß sich aber von diesem Agathon nichts wichtigers sagen liesse, als was gewöhnlich den Inhalt des Lebenslaufs aller alltäglichen Menschen ausmacht: was würde uns bewegen können, seine Geschichte zu lesen, wenn gleich gerichtlich erwiesen werden könnte, daß sie in den Archiven des alten Athens gefunden worden sey?

Die Wahrheit, welche von einem Werke, wie dasjenige ist, so wir den Liebhabern hiermit vorlegen, gefodert werden kann, bestehet darin: daß alles mit dem Laufe der Welt übereinstimme; daß die Karakter nicht bloß willkürlich nach der Fantasie oder den Absichten des Verfassers gebildet, sondern aus dem unerschöpflichen Vorrathe der Natur selbst hergenommen seyen; daß in der Entwicklung derselben sowohl die innere als die relative Möglichkeit, die Beschaffenheit des menschlichen Herzens, die Natur einer jeden Leidenschaft, mit allen den besondern Farben und Schattierungen, welche sie durch den Individualkarakter und die Umstände jeder Person bekommen, aufs genaueste beybehalten, das Eigene des Landes, des Ortes, der Zeit, in welche die Geschichte gesetzt wird, niemals aus den Augen gesetzt, und, kurz, daß alles so gedichtet sey, daß sich kein hinlänglicher Grund angeben lasse, warum es nicht gerade so, wie es erzählt wird, hätte geschehen können. Diese Wahrheit allein kann ein Buch, das den Menschen schildert, nützlich machen, und diese Wahrheit getraut sich der Her-

ausgeber den Lesern der Geschichte des Agathon zu versprechen.

Seine Hauptabsicht war, sie mit einem Karakter, welcher genau gekannt zu werden würdig wäre, in einem mannigfaltigen Lichte und von allen seinen Seiten bekannt zu machen. Ohne Zweifel gibt es wichtigere, als derjenige, auf den seine Wahl gefallen ist. Allein, da er selbst gewiss zu seyn wünschte, daß er der Welt keine Hirngespenster für Wahrheit verkaufe, so wählte er denjenigen, den er am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Aus diesem Grunde kann er ganz zuverlässig versichern, daß Agathon und die meisten übrigen Personen, welche in seine Geschichte eingeflochten sind, wirkliche Personen sind, und daß, (die Nebenumstände, die Folge und besondere Bestimmung der zufälligen Begebenheiten, und was sonst bloß zur willkürlichen Auszierung gehört, ausgenommen) alles, was das Wesentliche derselben ausmacht, eben so historisch, und vielleicht noch um manchen Grad gewisser sey, als die neun Musen des

Vaters der Geschichte Herodot, die Römische Historie des Livius, oder die Französische des Jesuiten Daniel.

Es ist etwas bekanntes, daß im wirklichen Leben oft weit unwahrscheinlichere Dinge begegnen, als der ausschweifendste Kopf zu erdichten sich getrauen würde. Es würde also sehr übereilt seyn, die Wahrheit des Karakters unsers Helden deswegen in Verdacht zu ziehen, weil es zuweilen unwahrscheinlich seyn mag, daß jemand so gedacht oder gehandelt habe wie er. Da es aber wohl unmöglich seyn und bleiben wird, zu beweisen, daß ein Mensch, unter den besondern Bestimmungen, unter welchen sich Agathon von seiner Kindheit an befunden, nicht so denken oder handeln könne wie er, oder wenigstens es nicht ohne Wunderwerk oder Bezauberung hätte thun können: so glaubt der Verfasser mit Recht erwarten zu können, daß man ihm auf sein Wort glaube, wenn er zuversichtlich versichert, daß Agathon wirklich so gedacht oder gehandelt habe. Zu gutem Glücke finden sich in den beglaubtesten Geschichtschreibern, und schon

allein in den Lebensbeschreibungen des Plutarch, Beyspiele genug, daß es möglich sey, so edel, so tugendhaft, so enthaltsam, oder (in der Sprache des Hippias, und einer ansehnlichen Klasse von Menschen seines Schlages zu reden) so seltsam, eigensinnig und albern zu seyn, als es unser Held in einigen Gelegenheiten seines Lebens ist.

Man hat an verschiedenen Stellen des gegenwärtigen Werkes die Ursache angegeben, warum man aus dem Agathon kein Modell eines vollkommen tugendhaften Mannes gemacht hat. Es ist im Grunde die nehmliche, warum Aristoteles nicht will, daß der Held eines Trauerspiels von allen Schwachheiten und Gebrechen der menschlichen Natur frey seyn solle. Da die Welt mit ausführlichen Lehrbüchern der Sittenlehre angefüllt ist, so steht einem jeden frey (und es ist nichts leichters) sich einen Menschen vorzubilden, der von der Wiege bis ins Grab, in allen Umständen und Verhältnissen des Lebens, allezeit und vollkommen so empfindet und handelt, wie eine Moral. Aber damit Agathon das Bild eines wirk-

lichen Menschen wäre, in welchem Viele ihr eigenes und Alle die Hauptzüge der menschlichen Natur erkennen möchten, durfte er (wir behaupten es zuversichtlich) nicht tugendhafter vorgestellt werden, als er ist; und wofern jemand hierin anderer Meinung seyn sollte, so wünschten wir, daß er uns denjenigen nenne, der unter allen nach dem natürlichen Laufe Gebornen, in ähnlichen Umständen und alles zusammen genommen, tugendhafter gewesen wäre als Agathon.

Es ist möglich, daß irgend ein junger Taugenichts, wenn er siehet, daß ein Agathon den reizenden Verführungen der Liebe und einer Danae endlich unterliegt, eben den Gebrauch davon machen könnte, den der junge Chärea beym Terrenz von einem Gemählde machte, welches eine von den Schelmereyen des Vaters der Götter vorstellte. Wir möchten nicht dafür stehen, daß ein solcher, wenn er mit herzlicher Freude gelesen haben wird, wie ein so vortrefflicher Mann habe fallen können, nicht zu sich selbst sagen könnte: *Ego homuncio hoc non facerem? ego vero illud faciam ac lubens*. Eben so

möglich ist es, daß ein übel gesinnter oder ruchloser Mensch den Diskurs des Sofisten Hippias lesen, und sich einbilden könnte, die Rechtfertigung seines Unglaubens und seines lasterhaften Lebens darin zu finden. Aber alle rechtschaffnen Leute werden mit uns überzeugt seyn, daß dieser Ruchlose und jener Unbesonnene beides gewesen und geblieben wären, wenn gleich keine Geschichte des Agathon in der Welt wäre.

Dieß letztere Beyspiel führt uns auf eine Erläuterung, wodurch wir der Schwachheit gewisser gut gesinnter Leute, deren Wille besser ist als ihre Einsichten, zu Hülfe zu kommen, und sie vor unzeitig genommenem Ärgerniß oder ungerechten Urtheilen zu verwahren, uns verbunden glauben.

Diese Erläuterung betrifft die Einführung des Sofisten Hippias in unsere Geschichte, und die Rede, wodurch er den jungen Agathon von seinem lebenswürdigen Enthusiasmus zu heilen sucht, um ihn zu einer Denkungsart zu bringen, welche er (nicht ohne Grund) für ge-

schickter hält, sein Glück in der Welt zu machen. Leute, welche aus gesunden Augen gerade vor sich hin sehen, würden ohne unser Erinnern aus dem ganzen Zusammenhange dieses Werkes, und aus der Art, wie darin bey aller Gelegenheit von diesem Sofisten und seinen Grundsätzen gesprochen wird, ganz deutlich eingesehen haben, wie wenig der Verfasser dem Manne und dem System günstig sey; und wiewohl es sich für den Ton und die Absicht dieses Buches keinesweges geschickt hätte, mit dem heftigen Eifer gegen ihn auszubrechen, welcher einen jungen Kandidaten treibt, wenn er, um sich seinem Konsistorio zu einer guten Pfründe zu empfehlen, gegen die Tindal und Bolingbroke zu Felde zieht: so hofft der Verfasser doch bey vernünftigen und ehrlichen Lesern keinen Zweifel übrig gelassen zu haben, daß er den Hippias für einen schlimmen und gefährlichen Mann, und sein System (in so fern als es den ächten Grundsätzen der Religion und der Rechtschaffenheit widerspricht) für ein Gewebe von Trugschlüssen ansehe, welches die menschliche Gesellschaft zu Grunde richten würde, wenn es mora-

lisch möglich wäre, daß der grössere Theil der Menschen darin verwickelt werden könnte. Er glaubt also, vor allem Verdacht über diesen Punkt sicher zu seyn. Indessen, da doch unter den Lesern dieses Buchs einige seyn können, welche ihm wenigstens Unvorsichtigkeit zur Last legen, und dafür halten möchten, daß er diesen Hippias entweder gar nicht einführen, oder, wenn der Plan seines Werkes es ja erfordert hätte, wenigstens seine Lehrsätze ausführlich hätte widerlegen sollen: so sieht man für billig an, ihnen die Ursachen zu sagen, warum das erste geschehen, und das andere unterlassen worden sey.

Weil, vermöge des Plans, der Charakter Agathons auf verschiedene Proben gestellt werden sollte, durch welche seine Denkart und seine Tugend geläutert, und dasjenige, was darin unächt war, nach und nach von dem reinen Golde abge sondert würde: so war es um so viel nöthiger, ihn auch dieser Probe zu unterwerfen; da Hippias eine historische Person ist, und mit den übrigen Sophisten derselben Zeit sehr viel zur Ver-

derbnifs der Sitten unter den Griechen beygetragen hat. Überdem diente er, den Karakter und die Grundsätze unsers Helden durch den Kontrast, den er mit ihm macht, in ein helleres Licht zu setzen. Und da es nur gar zu gewifs scheint, daß der größte Theil derjenigen, welche die sogenannte große Welt ausmachen, wie Hippias denkt, oder doch nach seinen Grundsätzen handelt; so war es auch den moralischen Absichten dieses Werkes gemäß, zu zeigen, was für eine Wirkung diese Grundsätze thun, wenn sie in den gehörigen Zusammenhang gebracht werden.

Eine ausführliche Widerlegung dessen, was in seinen Grundsätzen irrig und gefährlich ist (denn in der That hat er nicht immer, Unrecht) wäre im Plan dieses Werks ein wahres *Hors d'oeuvre* gewesen, und schien auch selbst in Rücksicht auf die Leser überflüssig; indem nicht nur die Antwort, welche ihm Agathon gibt, in der That das beste enthält, was man dagegen sagen kann, sondern auch das

ganze Werk als eine Widerlegung desselben anzusehen ist. Agathon widerlegt den Hippias beynahe auf die nehmliche Art, wie Diogenes den Metafysiker, welcher läugnete, daß eine Bewegung sey. Der Metafysiker führte seinen Beweis durch Distinktionen und Schlussreden; und Diogenes widerlegte ihn, indem er, ohne ein Wort zu sagen, davon ging. Diefs war unstreitig die einzige Antwort, die der Sonderling verdiente.

V O R B E R I C H T

ZU DIESER NEUEN AUSGABE.

DIE Geschichte des Agathon, welche der Verfasser schon lange zuvor, ehe er sich der Ausarbeitung unterzog, in seinem Kopf entworfen hatte, wurde in den Jahren 1764, 65, 66 und 67 nach und nach, unter sehr ungleichen Einflüssen von außen und in sehr verschiedenen Gemüthsverfassungen, zu Papier gebracht, während der Verfasser, in der Reichsstadt Biberach, seiner Vaterstadt, ein öffentliches Amt verwaltete, dessen mannigfaltige, mit seinen Lieblingsstudien kaum verträgliche Beschäftigungen einer solchen Unternehmung wenig günstig waren, und die Ausführung hätten unmöglich machen müssen, wenn seine ganze Seele nicht so voll von ihr gewesen wäre, und wenn er nicht alle seine Nebenstunden und einen Theil der Nächte auf sie verwendet hätte.

Dem ungeachtet konnte er damals nicht dazu gelangen, weder seinen ganzen Plan, noch die zweyte Hälfte des Werkes (die den zweyten Theil, oder das 8. 9. 10. und 11. Buch der Zürcher Ausgabe von 1767 ausmacht) so gut auszuführen, daß die Wenigen, welche damals in Deutschland Geisterwerke dieser Art scharf zu beurtheilen fähig waren, nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken, und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Raisonemens auszustopfen oder zu überkleistern, in dem zweyten Theile hätten wahrnehmen müssen, welches alles sie gewisser Massen zu der Frage berechtigte:

— — — — *Amphora coepit*

Institui, currente rota cur urceus exit?

Die Antwort auf diese Frage wollen wir (um so mehr, da sie durch die Gestalt, in welcher Agathon itzt erscheint, überflüssig wird) auf eine Gelegenheit aufsparen, wo sie an ihrem rechten Platze stehen wird, und wir erwähnen jener fatalen Umstände, durch welche der gute Aga-

thon beynahe in der Geburt verunglückt wäre, bloß deßwegen, weil sie den ersten Grund der Nothwendigkeit der beträchtlichen Veränderungen enthalten, die im letzten Theile des Werkes vorgenommen werden mußten. Denn wiewohl es in der ersten Ausgabe mit allen seinen Mängeln und Gebrechen eine sehr günstige Aufnahme fand; wie es denn auch in der That zur damaligen Zeit für eine ungewöhnliche Erscheinung in unsrer literarischen Welt gelten konnte; so wußte doch der Verfasser selbst am besten, was ihm fehlte und warum es fehlte: und da die Ursache mehr in zufälligen Umständen und dem fysischen Einflusse derselben auf seine Fantasie und innere Stimmung lag, als in einer wesentlichen Veränderung der Denkart, worin die Idee des Werkes in seiner Seele empfangen wurde; so blieb es immer sein Vorsatz, so bald er die dazu nöthige Muße und innere Ruhe finden würde, jenen Mängeln abzuhelpen, und den Agathon demjenigen, was er nach dem ursprünglichen Plane hätte werden sollen, so nahe zu bringen als ihm möglich wäre. Diefs würde denn auch bey der zweyten Ausgabe von 1773 schon ge-

schehen seyn, wenn nicht eine abermalige grofse Veränderung der Lage und Umstände des Verfassers ihn daran verhindert hätte. Die geheime Geschichte der Danae, welche bey dieser Ausgabe hinzukam, war also (außer einer Menge kleiner Veränderungen, die sich hauptsächlich auf Sprache, Ton und Styl bezogen, einer andern Eintheilung der Bücher und Kapitel, und einem ganz neuen Schluss) alles, was der Verfasser damals für seinen Liebling thun konnte, und Agathon blieb, wider seinen Willen, über 20 Jahre lang noch immer unvollendet.

Diesem Gebrechen hofft der Verfasser nunmehr in gegenwärtiger Ausgabe von der letzten Hand abgeholfen zu haben. Er hat weder Zeit noch Fleiß gespart, alle Flecken, die er, in Rücksicht auf die Reinigkeit der Sprache, die Harmonie des Styls, die Richtigkeit der Gedanken, die Schicklichkeit des Ausdrucks, und alle andere Erfordernisse dieser Art, noch entdecken konnte, sorgfältig abzuwischen. Aber seine hauptsächlichste Bemühung war darauf gerichtet, die Lücken, die den reinen Zusammenhang der Seelenge-

schichte Agathons bisher noch unterbrochen hatten zu ergänzen, einige fremdartige Auswüchse dafür wegzuschneiden, dem moralischen Plane des Werkes durch den neu hinzu gekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas (der den größten Theil des XVI. Buchs ausmacht) die Krone aufzusetzen, und vermittelst alles dieses das Ganze in die möglichste Übereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewußtseyn hinterlassen zu können, daß er wenigstens sein möglichstes gethan habe, es der Aufschrift

quid Virtus et quid Sapientia possit

würdig zu machen.

I N H A L T

DES ERSTEN BANDES.

Seite.

ÜBER das Historische im Agathon 3

ERSTES BUCH.

Agathon wird durch Cilicische Seeräuber aus einem gefährlichen Abenteuer gerettet, und zu Smyrna zum Sklaven verkauft.

- | | |
|--|----|
| 1. KAP. Erster Auftritt unsers Helden | 27 |
| 2. KAP. Etwas ganz Unerwartetes . | 31 |
| 3. KAP. Unterbrechung des Bacchusfestes | 38 |
| 4. KAP. Unverhoffte Zusammenkunft zweyer Liebenden. Erzählung der Psyche | 41 |
| 5. KAP. Wie Psyche und Agathon wieder getrennt werden | 55 |

	<i>Seite.</i>
6. KAP. Ein Selbstgespräch	58
7. KAP. Agathon wird zu Smyrna verkauft	68

ZWEYTES BUCH.

Agathon im Hause des Sofisten Hippias.

1. KAP. Wer der Käufer des Agathon war	73
2. KAP. Verwunderung, in welche Agathon über die Weisheit seines neuen Herrn gesetzt wird	82
3. KAP. Welches bey einigen den Verdacht erregen wird, daß diese Geschichte erdichtet sey	87
4. KAP. Schwärmerey unsers Helden	92
5. KAP. Ein Gespräch zwischen Hippias und seinem Sklaven	96
6. KAP. Worin Agathon für einen Schwärmer ziemlich gute Schlüsse macht	112
7. KAP. Vorbereitung zum Folgenden	118

DRITTES BUCH.

Darstellung der Philosophie des Hippias.

1. KAP. Prolog eines interessanten Diskurses	125
--	-----

2. KAP. Fortsetzung der Rede des
Hippias . Seine Theorie der ange-
nehmen Empfindungen 131
3. KAP. Geisterlehre eines ächten
Materialisten 146
4. KAP. Worin Hippias eine feine
Kenntniß der Welt zu zeigen
scheint 156
5. KAP. Der Anti-Platonismus *in nuce* 171

1. Kap. Vorlesung der Karte des
Hochs, Boden-Topographie des
Hochs 127
2. Kap. Geologische Karte des
Hochs 146
3. Kap. Wie die Karte eine
Karte der Welt zu sein
kann 156
4. Kap. Der Amtliche
Hochs

GESCHICHTE
DES
AGATHON.

Wieland 1. B.

GESCHICHTE

DER

ALTAHON

Wien 1847

ÜBER DAS
HISTORISCHE IM AGATHON.

WIEWOHL beym ersten Anblick Agathon weniger in die Klasse des bekannten Fieldingischen Findlings (wie einige gemeint haben) als in die Klasse der Cyropädie des Xenophon zu gehören scheint, — mit dem Unterschiede jedoch, daß in dieser das Erdichtete in die historische Wahrheit, in jenem hingegen das Historisch-wahre in die Erdichtung eingewebt ist: so ist doch, von einer andern Seite, nicht zu läugnen, daß unser Held sich in einem sehr wesentlichen Stücke von dem Xenofontischen eben so weit entfernt, als er dem Fieldingischen näher kommt. Xenophon hatte (wenn wir einem Kenner von großem Ansehen ¹⁾ glauben dürfen) die Absicht, in

1) *Cicero, ep. ad A. Fratrem I. 1. 8. Cyrus ille a Xenophonte non ad historiae fidem scriptus, sed ad effigiem justı imperii: cujus summa gravitas ab illo philosopho cum singulari commitate conjungitur.*

seinem C y r u s das Ideal eines vollkommenen Regenten aufzustellen, in welchem die Tugenden des besten Fürsten mit den angenehmen Eigenschaften des liebenswürdigsten Mannes vereinigt seyn sollten; oder, wie ein späterer Schriftsteller sagt ²⁾, es war ihm weniger darum zu thun, den C y r u s zu schildern wie er gewesen war, als wie er hätte seyn sollen, um als König ein Sokratischer *Καλός και αγαθός* zu seyn. Hingegen war die Absicht des Verfassers der Geschichte des Agathon nicht sowohl in seinem Helden ein Bild sittlicher Vollkommenheit zu entwerfen, als ihn so zu schildern, wie, vermöge der Gesetze der menschlichen Natur, ein Mann von seiner Sinnesart gewesen wäre, wenn er unter den vorausgesetzten Umständen wirklich gelebt hätte. In dieser Rücksicht hat er den Horazischen Vers: *Quid Virtus et quid Sapientia possit*, zum Motto seines Buches gewählt, nicht als ob er an Agathon hätte zeigen wollen, was Weisheit und Tugend an sich selbst sind, sondern, „wie weit es ein Sterblicher durch

2) *Auson. in Panegyrico ad Gratian. Non qualis esset, sed qualis esse deberet.*

die Kräfte der Natur in beiden bringen könne; wie viel die äußerlichen Umstände an unsrer Art zu denken, an unsern guten Handlungen oder Vergehungen, an unsrer Weisheit oder Thorheit Antheil haben, und wie es, natürlicher Weise, nicht wohl möglich sey, anders als durch Erfahrung, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unsrer selbst, öftere Veränderungen in unsrer Art zu denken, hauptsächlich aber durch gute Beyspiele und Verbindung mit weisen und guten Menschen, selbst ein weiser und guter Mensch zu werden." Und aus diesem Gesichtspunkte hoffet der Verfasser von den Kennern der menschlichen Natur das Zeugniß zu erhalten, daß sein Buch (ob es gleich in einem andern Sinn unter die Werke der Einbildungskraft gehört) des Namens einer Geschichte nicht unwürdig sey.

Da aber gleichwohl der Ort und die Zeit der Begebenheiten sowohl, als verschiedene in dieselbe verflochtene Personen wirklich historisch sind; so hat man den größern Theil der Leser, die vielleicht in dem alten Gräcien niemals sehr bewandert gewesen, oder manches, was sie davon wußten, wieder vergessen haben, einen klei-

nen Dienst zu erweisen geglaubt, wenn man einige aus alten Schriftstellern gezogene Nachrichten voraus schickte, vermittelst welcher besagte Leser sich desto leichter in diese Geschichte hinein denken, und von der Übereinstimmung des erdichteten Theils mit dem historischen richtiger urtheilen könnten.

Um also zuvörderst die Zeit, in welcher diese Geschichte sich zugetragen haben soll, fest zu setzen, so kann man ungefähr die fünf und neunzigste und hundert und zehnte Olympiade, oder das drey hundert acht und neunzigste und drey hundert acht und dreyßsigste Jahr vor unsrer gemeinen Zeitrechnung, als die beiden äußersten Punkte annehmen, in welche die Begebenheiten Agathons eingeschlossen sind. Erweislicher Massen haben alle in diesen eingeflochtene Personen innerhalb dieses Zeitraumes gelebt. Und dennoch wollen wir lieber offenherzig gestehen, als erwarten, bis es einem Gelehrten einfallen möchte uns dessen zu überweisen, daß es eine beynahe unmögliche Sache wäre, die Zeitrechnung im Agathon von einigen merklichen Abweichungen von der historischen frey zu sprechen. Die größte Schwier-

rigkeit (wenn die Sache etwas zu bedeuten haben könnte) würde von dem Sofisten Hippias und der schönen Danae entstehen. Der erste war unstreitig ein Zeitgenosse des Sokrates; und da dieser in einem Alter von siebenzig im ersten Jahre der fünf und neunzigsten Olympiade getödtet wurde, Agathon aber, nach den Umständen, welche in seiner Geschichte angegeben werden, nicht wohl vor der fünf und neunzigsten Olympiade hätte geboren werden können: so liesse sich ziemlich genau berechnen, dafs in der hundert und zweyten (welches ungefähr die Zeit ist, worin Agathon und Hippias zusammengekommen) dieser Sofist, wenn wir auch annehmen, dafs er zwanzig Jahre jünger als Sokrates gewesen sey, entweder gar nicht mehr gelebt haben, oder wenigstens viel zu betagt gewesen seyn müfste, um die Schönen zu Smyrna im Bade zu besuchen. Bey Danae wird die nehmliche Schwierigkeit noch beträchtlicher. Denn gesetzt auch, dafs sie nicht über dreyzehn Jahre gehabt habe, da sie mit dem Alcibiades bekannt wurde, der, wie man glaubt, im ersten Jahre der vier und neunzigsten Olympiade umkam; so müfste sie doch,

als sie dem Agathon eine so außerordentliche Liebe einflößte, bereits eine Frau von funfzig gewesen seyn. Es ist wahr, das Beyspiel der schönen *Lais*, welche wenigstens eben so alt war, als sie die Unhöflichkeit hatte, dem großen *Demosthenes* zwey tausend Thaler für einen Kufs abzufordern³⁾; das weit ältere Beyspiel der schönen *Helena*, welche damals, da die alten Rätthe des Königs *Priamus* durch die Magie ihrer Schönheit einen Augenblick lang in Jünglinge verwandelt wurden, sechzig volle Jahre zählte⁴⁾; das Beyspiel der Flötenspielerin *Lamia*, welche den König *Demetrius* fesselte, wiewohl sie alt genug war seine Mutter zu seyn⁵⁾, und die neueren der *Ninon Lenclos* und der *Marquise von Maintenon* könnten mit gutem Fug zur Verminderung der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Dichtung angeführt werden. Aber alle möglichen Beyspiele dieser Art würden doch das Unschickliche derselben nicht vermindern; und das beste ist also,

3) *Bayle Dict. Article Lais. Rem. N.*

4) *Bayle Dict. Art. Helene. Rem. Q.*

5) *Plutarch im Demetrius.*

den Leser zu ersuchen: daß er sich die schöne Danae, der Chronologie zu Trotz, nicht älter vorstelle, als man seyn muß, um ohne Wunder oder Zauberey noch einen Liebhaber zu haben, wie Agathon war. Wenn wir bey der Dido des Virgil oder Metastasio ohne Mühe vergessen können, daß sie drey hundert Jahre nach dem frommen Äneas, ihrem Verführer, erst geboren wurde: warum sollten wir uns nicht eben so leicht vorstellen können, daß Alcibiades einige Jahre später das Opfer seiner Feinde und seines unruhigen Geistes geworden sey, als uns die Griechischen Geschichtschreiber, deren Zeitrechnung ohnehin äußerst verworren ist, berichtet haben?

Von den verschiednen Orten, wohin die Scene im Agathon verlegt wird, wird in diesem Werke immer nach den Begriffen gesprochen, welche die Alten davon haben. Die Gelehrten werden beym ersten Anblick in dem Tempel von Delfi, wo Agathon erzogen wurde, eben denselben Delfischen Tempel erkennen, den uns Euripides in seinem Ion, und Pausanias in seiner Beschreibung von Gräcien schildert; in dem Syrakus, wo die Tugend

des armen Agathon eine eben so starke Verdunkelung erlitt, als seine Weisheit zu Smyrna erlitten hatte, dasselbe Syrakus, welches uns Plutarch im Leben Dions und Timoleons, und Plato in einem seiner Briefe ⁶⁾ charakterisiert; und in dem Smyrna, welches Hippias und Danae aus allen andern Griechischen Städten zum Aufenthalt erkoren, dieses Smyrna, von welchem auf den Oxfordischen Marmorn gesagt wird, daß es die schönste und glänzendste aller Asiatischen Städte sey, und welches uns der Redner Aristides und der Sofist Philostratus als den Sitz der Musen und der Grazien und aller Annehmlichkeiten des Lebens anpreisen ⁷⁾. Eben dieß gilt auch von den Sitten, von dem Kostum, und von allem, was Zeit, Völker und Personen unterscheidend bezeichnet. Die Athener, welche Agathon beschreibt, sind das nehmliche Volk, welches wir aus dem Aristofanes, Xenofon, Demosthenes u. s. w. kennen; die Sofis-

6) *Epist.* 7. *Tom.* III. *opp.* p. 323. *ed.* Steph.

7) *Marmor.* *Oxon.* 2. 78. 143. *Aristid.* *Tom.* *opp.* II. p. 307. *ed.* Cant. *Philostr.* *in vita Apollon.* L. IV. c. 7.

ten wenig besser, als sie Plato (wiewohl selbst in seiner Art kaum weniger Sofist als jene in der ihrigen) in seinen Dialogen ⁸⁾ schildert. Lebensart, Ergetzungen, Beschäftigungen und Spiele, alles ist Griechisch, und das Unterscheidende der Griechen in Ionien von den Griechen in Achaja, und dieser von denen in Sicilien und Italien, ist überall mit kennbaren Zügen ausgedrückt, und dem Begriffe gemäß, den das Lesen der Alten in unserm Gemüthe davon zurück läßt. — Wiewohl zu der Zeit, da Agathon geschrieben wurde, der gelehrte und im al-

8) Besonders im größern und kleinern Hippias, im Protagoras, Gorgias und Sofistes. Wir sagen mit Bedacht, wenig besser. Denn, wiewohl sie unläugbar so schädliche Leute waren, als Plato sagt, so waren sie doch gewiß nicht halb so dumm, als er sie macht; und wie hätten sie auch so schädlich seyn können, wenn sie so dumm gewesen wären? In der That ist dieser sofistisierende Sokrates Ursache, daß man gewöhnlicher Weise den Sofisten, seinen Nebenbuhlern, nicht alle Gerechtigkeit, die ihnen gebührt, widerfahren läßt; wie von gelehrten Männern, z. B. Hardion in seinen Abhandlungen *sur l'origine et les progrès de la Rhétorique parmi les Grecs*, ausführlicher gezeigt worden ist.

ten Gräciën so ganz einheimische Abbé Barthélemy seinen jungen Anacharsis noch nicht hatte reisen lassen.

Was die in dieser Geschichte vorkommenden Personen, und zwar für's erste den Agathon selbst, betrifft, so müssen wir unverhohlen gestehen, daß man ihn vergebens in irgend einem Geschichtschreiber suchen würde. Gleichwohl finden wir unter den Freunden des Sokrates einen Agathon, der einige Grundzüge zu dem Bilde unsers Helden hergegeben haben könnte.

Dieser Agathon war, wie es scheint, aus einem guten Hause in Athen und einer der liebenswürdigsten Leute seiner Zeit. Plato, der von ihm als einem noch sehr jungen Manne redet, schreibt ihm die schönste Gestalt und eine natürliche Anlage zu einem edeln und tugendhaften Karakter zu 9). Er that sich unter den dramatischen Dichtern der besten Zeit hervor, und es gereicht ihm zur Ehre, daß ein Kunstrichter, wie Aristoteles, ihn seines Lobes sowohl als seines Tadels gewürdigt

9) *Plato in Protagora. Καλον τε καγαθου την φυσιν, την δε ιδεαν πανυ καλον.*

hat. Der Vorwurf selbst, der ihm wegen seiner zu großen Neigung zu Gegensätzen gemacht wurde, beweiset seinen Überfluß an Witz; einen schönen Fehler, der ihn bey der guten Sinnesart, die man ihm beylegt, nur zu einem desto liebenswürdigern Gesellschafter machen mußte. Diefs ist auch, was Aristofanes, welcher selten rühmt, und auch dieses Agathons nicht geschont hat, gleichwohl an ihm lobet; wobey einer seiner Scholiasten (vermuthlich um dieses Lob desto begreiflicher zu machen) anmerkt, daß der Dichter Agathon einen guten Tisch geführt habe ¹⁰⁾. Als ein Beyspiel davon pflegt man das berühmte Gastmahl anzuführen, welches er bey Gelegenheit eines Sieges gab, den er in einem öffentlichen Wettstreite der tragischen Dichter davon getragen, und von welchem Plato Gelegenheit zu einem seiner schönsten Dialogen genommen hat. Der Umstand, daß er einen Theil seines Lebens an dem Hofe des Königs Archelaus von Macedonien zugebracht, dem seine Liebe zu den schönen Künsten und die

10) *Scholiast. ad Aristoph. Ranas. Act. I. Scen. II. v. 84. τὴν τραπέζαν λαμπρὸς.*

Achtung, die er einem Euripides zu beweisen fähig war, einen Platz in dem Andenken der Nachwelt erworben hat¹¹⁾, scheint den Beweis, daß dieser Agathon unter die schönen Geister des Sokratischen Jahrhunderts zu zählen sey, vollkommen zu machen; und alles dieß erhöht das Bedauern über den Verlust seiner Tragödien und Lustspiele, aus denen nur wenige unbedeutende Fragmente bis zu uns gekommen sind.

Wiewohl nun dieser historische Agathon einige Züge zu dem Karakter des Erdichteten geliehen haben mag, so ist doch gewiß, daß der Verfasser das eigentliche Modell zu dem letztern in dem Ion des Euripides gefunden hat. Beide wachsen unter den Lorbern des Delfischen Gottes in gänzlicher Unwissenheit ihrer Abkunft auf, beide gleichen sich an körperlicher und geistiger Schönheit; die nehmliche Empfindsamkeit, dasselbe Feuer der Einbildung, dieselbe schöne Schwärmerey, bezeichnet den einen und den andern. Es würde zu weitläufig

¹¹⁾ *S. Bayle Diction. Art. Archelaus und Euripides.*

seyn, die Ähnlichkeit umständlich zu beweisen; genug dafs wir den jungen Freunden der Litteratur einen Fingerzeig gegeben haben, wofern sie die nähere Vergleichung selbst vornehmen wollen. Der Verfasser des Agathon hatte in seinen jüngern Jahren den Euripides vorzüglich aus dem Gesichtspunkt und in der Absicht studiert, woraus und womit junge Künstler den Laokoon, die Gruppe der Niobe, den Vatikanschen Apollo, die Mediceische Venus und andere Werke der höchsten Kunst studieren sollten,—und er hat sich, ob er gleich kein Euripides geworden ist, nicht übel dabey befunden.

Auch von der schönen Danae finden wir nicht blofs in der poetischen Welt, sondern unter den Griechischen Schönen von derjenigen Klasse, die unter dem unmittelbaren Schutze der Liebesgöttin standen, eine Art von Gegenbild gleiches Namens. Leontium, berühmt durch ihre Freundschaft für den Philosophen Epikur, und durch die Ähnlichkeit, welche St. Evremond zwischen ihr und seiner Freundin Ninon Lenelos fand, war die Mutter dieser historischen Danae, welche (nach dem Berichte des Athenäus) die Profession ih-

rer Mutter mit so gutem Erfolge trieb, daß sie zuletzt die Beyschläferin eines gewissen Sofron, Statthalters von Efesus, und die Vertraute der berücktigten Königin Laodice von Syrien wurde. Doch weder diese Umstände, noch dasjenige, was der angezogene Autor von ihrem tragischen Tod erzählt ¹²⁾, scheint hinlänglich, ihr die Ehre (wofern es eine ist) zuzuwenden, das Modell der lebenswürdigen Verführerin unsers Helden gewesen zu seyn. Richtiger werden wir es in der schönen Glycera, welche Alcifron so reizende Briefe an ihren geliebten Menander schreiben läßt ¹³⁾, und in einigen, mit der wollüstigsten Schwärmerey der Liebe ausgemahlten Schilderungen finden, welche den ersten, zweyten, zwölften und sechs und zwanzigsten der Briefe, oder vielmehr Erzählungen, die dem Aristänet zugeschrieben werden, auszeichnen.

Bey dem Sofisten Hippias sind die Nachrichten zum Grunde gelegt worden, welche man im Plato, Cicero, Filostratus

¹²⁾ S. *Bayle Diction. Art. Leontium. Rem. D.*

¹³⁾ S. den 29. Brief des I. und den 4. des II. Buches.

und andern alten Schriftstellern von ihm antrifft; aber sein Aufenthalt in Smyrna, und was dahin gehört, ist vermuthlich eine bloße Erdichtung; wenigstens finden sich dazu keine historischen Zeugen. Dieser Hippias war von Elis, einer Stadt in einer im Peloponnesus gelegenen Provinz gleiches Namens, gebürtig. Er war ein Zeitgenosse des Protagoras, Prodikus, Gorgias, Theodorus von Byzanz, und anderer berühmter Sofisten des Sokratischen Jahrhunderts, und that sich durch seine Beredsamkeit und Geschicklichkeit in Geschäften so sehr hervor, daß er, häufiger als irgend ein anderer seines gleichen, in Gesandtschaften und Unterhandlungen gebraucht wurde. Da er überdieß, nach dem Beyspiele des Gorgias, seine Kunst um Geld lehrte, so brachte er ein Vermögen zusammen ¹⁴⁾, welches ihn in den Stand setzte, die prächtige und wollüstige Lebensart auszuhalten, die man ihn im Agathon führen läßt. In der That, wenn man sagen kann, daß es jemals Leute gegeben habe, welche das Geheimniß besaßen,

14) *Philostratus de vitis Sophist. L. I. XI. p. 495. ed. G. Olear.*

Materien von wenigem Werth in Gold zu verwandeln, so läßt es sich von den Sophisten sagen; und Hippias wußte sich desselben so gut zu bedienen, daß er, seiner eigenen Versicherung nach, mehr damit gewann, als zwey andre von seiner Profession zusammen genommen ¹⁵⁾.

Überhaupt wurden die Sophisten in der Zeit, wovon hier die Rede ist, für Leute gehalten, die alles wußten. Der vorerwähnte Gorgias soll der erste gewesen seyn, der so viel Zuversicht zu sich selbst oder vielmehr eine so geringe Meinung von seinen Zuhörern hegte, daß er einst bey den olympischen Spielen die ganze griechische Nation heraus gefodert haben soll, ihm welche Materie sie wollten zu einer Rede aus dem Stegreif aufzugeben. Eine Prahlerey, die damals für einen vollständigen Beweis einer ganz außerordentlichen Geschicklichkeit galt, und dem Redekünstler Gorgias nichts geringers als eine Bildsäule von gediegenem Golde im Delfischen Tempel erwarb ¹⁶⁾; in der Folge aber etwas so gemeines wurde, daß schon

¹⁵⁾ *Hipp. maj. p. 282. T. III. opp. Plat.*

¹⁶⁾ *Cicero de Orat. L. III. 32.*

zu Cicero's Zeiten kein auf der Profession des *Bel-esprit* herum irrender *Graeculus* war, der nicht alle Augenblicke bereit gewesen wäre, einer geneigten Zuhörerschaft über alles Wirkliche und Mögliche, Grofse und Kleine, Alte und Neue, stehendes Fufses alles, was sich davon sagen lasse, vorzuschwatzen¹⁷⁾. Auch in diesem Stücke

17) *Postea vero vulgo hoc facere coeperunt hodieque faciunt, ut nulla sit res neque tanta neque tam improvisa neque tam nova, de qua se non omnia quae dici possint, profiteantur esse dicturos. de Orat. L. I. 22.* Die Unverschämtheit dieser kleinen Griechen, welche Cicero hier verspottet, stieg in der Folge in eben dem Mafse, wie unter den Cäsarn mit dem Geiste der Üppigkeit alle Arten von Ausschweifungen und Thorheiten in Rom aufs äusserste stiegen. Man kann nichts lächerlicher lesen, als die Abschilderung, welche Juvenal in seiner dritten Satire von einem solchen *Graeculus* macht: „Dieser Schlaukopf hier, der sich mit einer so unverschämten Dreistigkeit darstellt, so geschwind spricht, und uns mit einem so reissenden Strome von Worten ohne Bedeutung überschwemmt, was meint ihr, wer er sey? Er ist Jedermann: in seiner einzigen Person bringt er uns alle Stände und Professionen mit; er ist Philolog, Rhetor, Geometer, Mahler, Bader, Zeichendeu-

liefs Hippias seine übrigen Professionsverwandten hinter sich. Er ging so weit, daß er (wie ihm der Platonische Sokrates ins Angesicht sagt) die Dreistigkeit hatte, zu Olympia, vor allen Griechen aufzutreten und zu prahlen: es gebe keinen Zweig der menschlichen Erkenntniß, den er nicht verstehe, und keine Kunst, deren Theorie sowohl als Ausübung er nicht in seiner Gewalt habe. „Meine Herren, habe er gesagt, ich verstehe mich nicht nur vollkommen auf Gymnastik, Musik, Sprachkunst und Poetik, Geometrie, Astronomie, Fysik, Ethik und Politik; ich verfertige nicht nur Heldengedichte, Tragödien, Komödien, Dithyramben, und alle Arten von Werken in Prosa und in Versen; sogar, wie ihr mich hier seht, (und er war sehr prächtig gekleidet) hab' ich mich mit eigener Hand ausstaffiert: Unter-

ter, Seiltänzer, Arzt, Goldmacher; was sollt' ein kleiner Griechischer *Bel-esprit* nicht wissen oder nicht seyn, wenn ihn hungert? Er steigt euch in den Himmel, wenn ihr's haben wollt.“ Kennen wir nicht in Deutschland Originale zu diesem Gemählde, aus einer Nation, welche uns in vielen Stücken das ist, was die Griechen ehemals den Römern waren?

kleid, Kaftan, Gürtel, Mantel, alles hab' ich selbst gemacht; den Siegelring an meinem Finger hab' ich selbst gestochen, sogar diese Halbstiefeln sind von meiner eigenen Arbeit" ¹⁸⁾. Ich weiß nicht, ob alle Achtung, die wir dem Plato und seinem Sokrates (der dem Sohne des Sofroniskus nicht immer ähnlich sieht) schuldig sind, hinlänglich seyn kann, uns von einem Manne, wie Hippias (einem Weltmanne, welcher Geschicklichkeit und Klugheit genug besaß, sich bey seinen Zeitgenossen in das größte Ansehen zu setzen) einen Zug, der den Aufschneide-
 reyen eines Marktschreyers in einem Zirkel von Austerweibern und Sackträgern so ähnlich sieht, glauben zu machen. Platons Zuverlässigkeit in demjenigen, was er zum Nachtheil des Hippias sagt, scheint ohnehin um so verdächtiger, da er in den beiden Dialogen, welche dessen Namen führen, den armseligen Kunstgriff gebraucht, diesen Sofisten, um ihn desto lächerlicher zu machen, so unausstehlich

18) *Plato in Hipp. minor. T. opp. I. p. 368.* und *Cicero*, der hierin dem Plato nachspricht, *de Orat. L. III. c. 32.*

dumm und unwissend vorzustellen, ihn so erbärmliche Antworten geben, und am Ende, nachdem er ihn ohne Mühe zu Boden geworfen hat, gleichwohl so abgeschmackt prahlen zu lassen: daß entweder die Griechen zu Platons Zeiten wenig besser als Topinambus gewesen seyn müßten, oder Hippias unmöglich der elende Tropf seyn konnte, wozu ihn Plato erniedrigt. Indessen läßt sich doch aus jener Stelle, und überhaupt aus allem, was der Philosoph und seine Abschreiber von unserm Hippias sagen, so viel ableiten: daß der Verfasser des Agathon hinlänglichen Grund vor sich gehabt habe, diesen Sofisten als einen Prätendenten an allgemeine Gelehrsamkeit, Geschmack, Weltkenntniß und feine Lebensart abzuschildern.

Alles, was von Perikles, Aspasia und Alcibiades im Agathon gesagt wird, ist den Nachrichten gemäß, die uns Plutarch, ein Schriftsteller, der in jedermanns Händen ist oder seyn soll, in den Lebensbeschreibungen des ersten und des letzten hinterlassen hat. Eben dieß gilt auch von dem jüngern Dionysius zu Syrakus, von Filistus, seinem Minister und Vertrauten, und von Dion, seinem Ver-

wandten und Antagonisten. Denn wiewohl die Rolle, die man den Agathon an dem Hofe dieses Fürsten spielen läßt, und verschiedene Begebenheiten, in welche er zu diesem Ende eingeflochten werden mußte, ohne historischen Grund sind: so hat man sich gleichwohl zum Gesetze gemacht, die an diesem filosofischen Roman Antheil habenden historischen Personen weder besser noch schlimmer, als wir sie aus der Geschichte kennen, vorzustellen; und man hat der Erdichtung nicht mehr verstattet, als die historischen Begebenheiten näher zu bestimmen und völliger auszumahlen, indem man diejenigen Umstände und Ereignisse hinzudichtete, welche am geschicktesten schienen, sowohl die Hauptperson der Geschichte, als den bekannten Karakter der vorbenannten historischen Personen in das beste Licht zu stellen, und dadurch den Endzweck des moralischen Nutzens, um dessentwillen das ganze Werk da ist, desto vollkommener zu erreichen.

Diejenigen, welchen es vielleicht scheinen möchte, daß der Verfasser den Philosophen Aristipp zu sehr verschönert, dem Plato hingegen nicht hinlängliche Gerech-

tigkeit erwiesen habe, werden die Gründe, warum jener nicht häßlicher und dieser nicht vollkommener geschildert worden, dereinst in einer ausführlichen Geschichte der Sokratischen Schule (wenn wir anders Mufse gewinnen werden, ein Werk von diesem Umfang auszuführen) entwickelt finden ¹⁹⁾. Hier mag es genug seyn, wenn wir versichern, daß beides nicht ohne sattsame Ursachen geschehen ist. Aristipp, bey aller seiner Ähnlichkeit mit dem Sofisten Hippias, unterschied sich unstreitig durch eine bessere Sinnesart und einen ziemlichen Theil von Sokratischem Geiste. Ein Mann wie Aristipp wird der Welt immer mehr Gutes als Böses thun; und wiewohl seine Grundsätze, ohne das Laster eigentlich zu begünstigen, von einer Seite der Tugend nicht sehr beförderlich sind: so erfordert doch die Billigkeit zu gestehen, daß sie auf der andern, als ein sehr wirksames Gegengift gegen die Ausschweifungen der

19) Vielerley meistens bloß zufällige, aber darum nicht weniger unüberwindliche Hindernisse haben diese Idee, die der Verfasser lange mit sich herum trug, nicht zur Ausführung kommen lassen. *D. H.*

Einbildungskraft und des Herzens, gute Dienste thun, und dadurch jenen Nachtheil reichlich wieder vergüten können ²⁰). Aber wir besorgen sehr, daß Plato, anstatt einige Genugthuung an den Verfasser des Agathons fordern zu können, bey genauester Untersuchung ungleich mehr zu verlieren, als zu gewinnen haben dürfte.

Der edelste, ehrwürdigste und lehrreichste Karakter in dem ganzen Werke ist unstreitig der alte Archytas; und um so viel angenehmer ist uns, zur Ehre der Menschheit versichern zu können, daß dieser Karakter ganz historisch ist. Archytas, der beste Mann, den die Pythagorische Schule hervorgebracht, vereinigte wirklich in seiner Person die Verdienste des Philosophen, des Staatsmannes und des Feldherrn; was Plato scheinen wollte, das war Archytas; und wenn jemals ein Mann verdient hat als ein Muster von

20) Dieses Urtheil von der Philosophie Aristipps, und dem Karakter, mit welchem er im Agathon aufgeführt ist, hat unser Autor (wenn wir nicht irren) durch die ausführliche Darstellung, die er von beiden in seinem Kommentar über die Horazischen Episteln gemacht hat, hinlänglich gerechtfertigt. *D. H.*

Weisheit und Tugend aufgestellt zu werden, so war es dieser Vorsteher der Tarentinischen Republik ²¹⁾. Da er ein Zeitgenosse der hauptsächlichsten Personen in unserer Geschichte war, so schien er sich dem Verfasser gleichsam selbst zu dem Gebrauch anzubieten, den er von ihm macht. Wen hätte er mit besserm Grund und Erfolg einem Hippias entgegenstellen können, als diesen wahren Weisen, dessen Grundsätze das gewisseste Gegengift gegen die verführerischen Trugschlüsse des Sofisten enthielten, und dessen ganzes Leben die vollständigste Widerlegung derselben gewesen war?

21) Alles, was man von dem Leben und Charakter desselben in einer Menge von alten Schriftstellern zerstreut antrifft, hat Andreas Schmid, ein ehemaliger Lehrer der hohen Schule zu Jena, in einer gelehrten Abhandlung *de Archyta Tarentino* zusammen getragen, welche im Jahre 1683 daselbst ans Licht getreten ist.

AGATHON.

ERSTES BUCH.

Agathon wird durch Cilicische Seeräuber aus einem gefährlichen Abenteuer gerettet, und in Smyrna zum Sklaven verkauft.

I. KAPITEL.

Erster Auftritt unsers Helden.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung von dem Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdecken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich mit Mühe durch einen Fußweg hinauf, den er zwi-

schen den Gesträuchen gewahr ward; allein da er ungefähr die Mitte des Berges erreicht hatte, fühlte er sich so entkräftet, daß er den Muth verlor den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse umschattete, und beschloß die einbrechende Nacht daselbst zuzubringen.

Wenn sich jemals ein Mensch in Umständen befand, die man unglücklich nennen kann, so war es dieser Jüngling in der Lage, worin unsre Bekanntschaft mit ihm sich anfängt. Vor wenigen Tagen noch ein Günstling des Glücks und der Gegenstand des Neides seiner Mitbürger, sah er sich, durch einen plötzlichen Wechsel, seines Vermögens, seiner Freunde, seines Vaterlands beraubt, allen Zufällen des widrigen Glücks, und selbst der Ungewissheit ausgesetzt, wie er das nackte Leben, das ihm übrig gelassen war, erhalten möchte. Und dennoch, wiewohl so viele Widerwärtigkeiten sich vereinigten seinen Muth niederschlagen, versichert uns die Geschichte, daß derjenige, der

ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, weder in seiner Miene noch in seinen Gebärden einige Spur von Verzweiflung, Ungeduld oder nur von Mißvergnügen hätte bemerken können.

Vielleicht erinnern sich einige hierbey an den Weisen der Stoiker, von welchem man ehemals versicherte, daß er in dem glühenden Ochsen des Falaris zum wenigsten so glücklich seyn würde, als ein morgenländischer Bassa in den weichen Armen einer schönen Cirkasserin ¹⁾. Da sich aber in dem Laufe dieser Ge-

1) Seneka im 66. seiner Briefe belehrt uns, daß diese Rodomontade einem Philosophen zugehört, zu welchem man sich so etwas wohl nicht versehen hätte. Epikur war es, welcher sagte: „Der Weise, wenn er in dem Ochsen des Falaris gebraten würde, würde ausrufen: wie wohl mir ist!“ Da ein Epikur so was schönes gesagt hatte, so könnten, wie Seneka meint, die Stoiker nun wohl mit Ehren nicht weniger sagen. Indessen gesteht er doch, daß ein weiser Mann, wenn es bey ihm stände, lieber nicht gebraten werden wollte; aber nicht etwan um der Unbehaglichkeit der Sache willen, sondern weil es der Natur nicht gemäfs ist, daß ein weiser Mann sich ohne Noth braten lasse.

schichte verschiedene Proben einer nicht geringen Ungleichheit unsers Helden mit dem Weisen des Seneka zeigen werden, so halten wir für wahrscheinlicher, daß seine Seele von der Art derjenigen gewesen sey, welche dem Vergnügen immer offen stehen, und bey denen eine einzige angenehme Empfindung hinlänglich ist, sie alles vergangenen und künftigen Kummers vergessen zu machen. Eine Öffnung des Waldes zwischen zwey Bergen zeigte ihm—die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick, um das Gefühl seiner widrigen Umstände zu unterbrechen. Er überließ sich der Begeisterung, in welche dieses majestätische Schauspiel empfindliche Seelen zu setzen pflegt, ohne sich eine Zeit lang seiner dringendsten Bedürfnisse zu erinnern. Endlich weckte ihn das Rauschen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felsen hervor sprudelte, aus dem angenehmen Staunen, worin er sich selbst vergessen hatte; er stand auf, und schöpfte mit der hohlen Hand von diesem Wasser, dessen fließenden Krystall, seiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymfe ihm aus ihrem Marmorkrug entgegen goß; und,

anstatt die von Cyprischem Weine sprudelnden Becher der gewohnten Athenischen Gastmähler zu vermissen, däuchte ihm, daß er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte sich wieder nieder, entschlief unter dem sanft betäubenden Gemurmel der Quelle, und träumte, daß er seine geliebte Psyche wieder gefunden habe, deren Verlust das Einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspresste.

II. KAPITEL.

Etwas ganz Unerwartetes.

WENN es seine Richtigkeit hat, daß alle Dinge in der Welt in der genauesten Beziehung auf einander stehen, so ist nicht minder gewiß, daß diese Verbindung unter einzelnen Dingen oft ganz unmerklich ist, und daher scheint es zu kommen, daß die Geschichte zuweilen viel seltsamere Begebenheiten erzählt, als ein Romanschreiber zu dichten wagen dürfte. Dasjenige, was unserm Helden in dieser Nacht begegnete, gibt eine neue Bekräftigung dieser Bemerkung ab. Er genoß noch

der Süßigkeit des Schlafs, welchen Homer für ein so großes Gut hält, daß er ihn auch den Unsterblichen zueignet, als er durch ein lärmendes Getöse plötzlich aufgeschreckt wurde. Er horchte gegen die Seite, woher es zu kommen schien, und glaubte in dem vermischten Getümmel ein seltsames Heulen und Jauchzen zu unterscheiden, welches von den entgegen stehenden Felsen fürchterlich widerhallte. Agathon, der nur im Schlaf erschreckt werden konnte, beschloß diesem Getöse muthig entgegen zu gehen. Er bestieg den obern Theil des Berges mit so vieler Eilfertigkeit als er konnte, und der Mond, dessen voller Glanz die ganze Gegend weit umher aus den dämmernden Schatten hob, begünstigte sein Unternehmen. Das Getümmel nahm immer zu, je näher er dem Rücken des Berges kam. Er unterschied itzt den Schall von Trommeln und ein schmetterndes Getön von Schalmeyen und Pfeifen, mit einem wilden Geschrey weiblicher Stimmen vermischt, die ihn nicht länger ungewiß ließen, was dieser Lärm bedeuten möchte; als sich ihm plötzlich ein Schauspiel darstellte, worüber der oben erwähnte Weise

selbst seiner Göttlichkeit auf einen Augenblick hätte vergessen können. Ein schwärmender Haufe von jungen Thracischen Frauen war es, welche sich in dieser Nacht versammelt hatten, die unsinnigen Gebräuche zu begehen, die das heidnische Alterthum zum Andenken des berühmten Zuges des Bacchus aus Indien eingesetzt hatte ¹⁾. Ohne Zweifel könnte eine ausschweifende Einbildungskraft, oder der Griffel eines la Fage von einer solchen Scene eine ziemlich verführerische Abbildung machen; allein die Eindrücke, die der wirkliche Anblick auf unsern Helden machte, waren nichts weniger als von der reizenden Art. Das stürmisch fliegende Haar, die rollenden Augen, die beschäumten Lippen, die aufge-

1) Die Mysterien oder der geheime Gottesdienst des Bacchus durften ordentlicher Weise nur von Frauenspersonen begangen werden, und wurden von der fanatischen Wuth, in welche man sich, um die mächtigen Wirkungen des Weingottes auszudrücken, dabey setzte, vorzugsweise Orgia genannt. Zu dem Gemählde, welches hier davon gemacht wird, haben Euripides, Virgil und Ovid die Farben hergegeben.

geschwollenen Muskeln, die wilden Geberden und die rasende Fröhlichkeit, womit diese Unsinnigen, in tausend frechen Stellungen, ihre mit Efeu und zahmen Schlangen umwundnen Spiefse schüttelten, ihre Klapperbleche zusammen schlugen, oder abgebrochne Dithyramben mit lallender Zunge stammelten: alle diese Ausbrüche einer fanatischen Wuth, die ihm nur desto schändlicher vorkam, weil sie den Aberglauben zur Quelle hatte, machten seine Augen unempfindlich, und erweckten in ihm einen Ekel vor Reizungen, welche mit der Schamhaftigkeit alle Macht über seine Sinnen verloren hatten. Er wollte zurück fliehen, aber es war unmöglich, weil er in dem nehmlichen Augenblicke von ihnen bemerkt wurde. Der Anblick eines Jünglings, an einem Ort und an einem Feste, welche von keinem männlichen Aug' entweiht werden durften, hemmte plötzlich den Lauf ihrer lärmenden Fröhlichkeit, um alle ihre Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu wenden.

Hier können wir unsern Lesern einen Umstand nicht länger verhehlen, der in diese ganze Geschichte keinen geringen Einfluß hat. Agathon war von einer so

wunderbaren Schönheit, daß die Zeuxis und Alkamenes seiner Zeit, weil sie die Hoffnung aufgaben, eine vollkommnere Gestalt zu erfinden oder aus den zerstreuten Schönheiten der Natur zusammen zu setzen, die seinige zum Muster zu nehmen pflegten, wenn sie den schönen Apollo oder den jungen Bacchus darstellen wollten. Niemals hatte ihn ein weibliches Aug' erblickt, ohne die Schuld ihres Geschlechtes zu bezahlen, welches für die Schönheit so empfindlich gemacht zu seyn scheint, daß diese einzige Eigenschaft den meisten unter ihnen die Abwesenheit aller übrigen verbirgt. Agathon hatte der seinigen in diesem Augenblicke noch mehr zu danken: sie rettete ihn von dem Schicksal des Pentheus und Orfeus²⁾. Seine Schönheit setzte diese Mänaden in Erstaunen. Ein Jüngling von einer solchen Gestalt, an einem solchen Orte, zu einer solchen Zeit! Konnten sie ihn für etwas geringers halten, als für den Bacchus selbst? In dem Taumel, worin sich ihre

2) Beide hatten das Unglück, von Bacchantinnen in einem Anstofs fanatischer Raserey zerrissen zu werden.

Sinnen befanden, war nichts natürlicher als dieser Gedanke; auch gab er ihrer Fantasie plötzlich einen so feurigen Schwung, daß sie zur Gestalt dieses Gottes, welche sie vor sich sahen, alles übrige hinzudichtete, was ihm zu einem vollständigen Bacchus mangelte. Ihre bezauberten Augen stellten ihnen die Silenen vor, und die ziegenfüßigen Satyrn, die um ihn her schwärmten, und Tieger und Leoparden, die mit liebkosender Zunge seine Füße leckten; Blumen, so däucht' es sie, entsprangen unter seinen Fußsohlen, und Quellen von Wein und Honig sprudelten von jedem seiner Tritte auf, und rannen in schäumenden Bächen die Felsen hinab. Auf einmal erschallte der ganze Berg, der Wald und die benachbarten Felsen von ihrem lauten E v a n, E v o e! mit einem so entsetzlichen Getöse der Trommeln und Klapperbleche, daß Agathon, von Entsetzen und Erstaunung gefesselt, wie eine Bildsäule stehen blieb, indess die entzückten Bacchantinnen gaukelnde Tänze um ihn her wanden, und durch tausend unsinnige Geberden ihre Freude über die vermeinte Gegenwart ihres Gottes ausdrückten.

Allein auch die unmäßigste Schwärmerey hat ihre Grenzen, und muß endlich der Obermacht der Sinnen weichen. Zum Unglück für den Helden unsrer Geschichte kamen diese Unsinnigen allmählich aus einer Entzückung zurück, worüber sich vermuthlich ihre Einbildungskraft gänzlich abgemattet hatte, und bemerkten immer mehr Menschliches an demjenigen, den seine ungewöhnliche Schönheit in ihren trunknen Augen vergöttert hatte. Etliche, die das Bewußtseyn ihrer eignen stolz genug machte, die Ariadnen dieses neuen Bacchus zu seyn, näherten sich ihm, und setzten ihn durch die Lebhaftigkeit, womit sie ihre Empfindungen ausdrückten, in eine desto größere Verlegenheit, je weniger er geneigt war, ihre ungestümen Liebkosungen zu erwiedern. Vermuthlich würde unter ihnen selbst ein grimmiger Streit entstanden seyn, und Agathon zuletzt das tragische Schicksal des Orfeus erfahren haben, wenn nicht die Unsterblichen, die das Gewebe der menschlichen Zufälle leiten, ein unverhofftes Mittel seiner Errettung in dem nehmlichen Augenblicke herbey gebracht hätten, da weder seine Stärke, noch seine Tugend ihn zu retten hinlänglich war.

III. KAPITEL.

Unterbrechung des Bacchusfestes.

EINE Schaar Cilicischer Seeräuber, welche, um frisches Wasser einzunehmen, bey nächtlicher Weile an dieser Küste geländet, hatten von fern das Getümmel der Bacchantinnen gehört, und es für einen Aufruf zu einer ansehnlichen Beute angenommen. Sie erinnerten sich, daß die vornehmsten Frauen dieser Gegend die geheimnißvollen Orgien um diese Zeit zu begehen, und dabey in ihrem schönsten Putz aufzuziehen pflegten; wiewohl sie vor Besteigung des Berges sich dessen gänzlich entledigten, und alles bis zu ihrer Wiederkunft von einer Anzahl Sklavinnen bewachen ließen. Die Hoffnung, außer diesen Frauen, von denen sie die schönsten für die Gynäceen Asiatischer Fürsten und Satrapen bestimmten, eine Menge von kostbaren Kleidern und Juwelen zu erbeuten, schien ihnen wohl werth, sich etwas länger aufzuhalten. Sie theilten sich also in zwey Haufen, wovon der eine sich der Sklavinnen bemächtigte, welche die Kleider hüteten, indessen die übrigen den

Berg bestiegen, und, mit großem Geschrey unter die Thracierinnen einstürmend, sich von ihnen Meister machten, ehe sie Zeit oder Muth hatten sich zur Wehre zu setzen. Die Umstände waren allerdings so beschaffen, daß sie sich allein mit den gewöhnlichen und anständigen Waffen ihres Geschlechts vertheidigen konnten. Allein diese Cilicier waren allzu sehr Seeräuber, um auf die Thränen und Bitten, ja selbst auf die Reizungen dieser Schönen einige Achtung zu geben, wiewohl sie in diesem Augenblicke, da Schrecken und Zagheit ihnen den sanften Zauber der Weiblichkeit wieder gegeben hatte, selbst dem sittsamen Agathon so verführerisch vorkamen, daß er für gut befand, seine nicht gern gehorchenden Augen an den Boden zu heften. Die Räuber hatten jetzt andre Sorgen, und waren nur darauf bedacht, wie sie ihre Beute aufs schleunigste in Sicherheit bringen möchten. Und so entging Agathon—für etliche nicht allzu feine Scherze über die Gesellschaft, worin man ihn gefunden hatte, und für seine Freyheit—einer Gefahr, aus welcher er, seinen Gedanken nach, sich nicht zu theuer los kaufen konnte.

te. Der Verlust der Freyheit schien ihn, in den Umständen, worin er war, wenig zu bekümmern. In der That, da er alles verloren hatte, was die Freyheit schätzbar macht, so hatte er wenig Ursache sich wegen eines Verlustes zu kränken, der ihm wenigstens eine Veränderung im Unglück versprach.

Nachdem die Cilicier mit ihrer gesammten Beute wieder zu Schiffe gegangen, und die Theilung derselben mit grösserer Eintracht, als womit die Vorsteher mancher kleinen Republik sich in die öffentlichen Einkünfte zu theilen pflegen, geendiget hatten, brachten sie den Rest der Nacht mit einem Schmause zu, bey welchem sie nicht vergaßen, sich für die Unempfindlichkeit zu entschädigen, die sie bey Eroberung der Thracischen Schönen bewiesen hatten. Unterdessen aber dafs das ganze Schiff beschäftigt war, das angefangene Bacchusfest zu vollenden, hatte sich Agathon unbemerkt in einen Winkel zurück gezogen, wo er vor Müdigkeit abermals einschlummerte, und gerne den Traum fortgesetzt hätte, aus welchem ihn das Evan Evoe der berauschten Mänaden geweckt hatte.

IV. KAPITEL.

Unverhoffte Zusammenkunft zweyer Liebenden. Erzählung der Psyche.

Als die aufgehende Sonne das Ionische Meer mit ihren ersten Strahlen vergoldete, fand sie alle diejenigen (mit Virgil zu reden) von Wein und Schlaf begraben, welche die Nacht durch dem Bacchus und seiner Göttin Schwester geopfert hatten. Nur Agathon, gewohnt mit der Morgenröthe zu erwachen, wurde von den ersten Strahlen geweckt, die in horizontalen Linien an seiner Stirne hinschlüpften. Indem er die Augen aufschlug, sah er einen jungen Menschen in Sklavenkleidung vor sich stehen, welcher ihn mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Wie schön Agathon war, so schien er doch von diesem lebenswürdigen Jüngling an Feinheit der Gestalt und Farbe übertroffen zu werden. In der That hatte dieser in seiner Gesichtsbildung und in seiner ganzen Figur etwas so Jungfräuliches, daß er, gleich dem Horazischen Gyges in weiblicher Kleidung unter eine Schaar von Mädchen

gemischt, gar leicht das Auge des schärfsten Kenners betrogen haben würde¹⁾).

Agathon erwiederte den Anblick des jungen Sklaven mit einer Aufmerksamkeit, in welcher ein angenehmes Erstaunen nach und nach sich bis zur Entzückung erhob. Eben diese Bewegungen enthüllten sich auch in dem anmuthigen Gesichte des jungen Sklaven; ihre Seelen erkannten einander zugleich, und schienen durch ihre Blicke schon in einander zu fließen, eh ihre Arme sich umfingen, eh die von Entzückung bebenden Lippen—*Psyche*—*Agathon*—ausrufen konnten.

Sie schwiegen eine lange Zeit. Dasjenige, was sie empfanden, war über allen Ausdruck. Und wozu hätten sie auch der Worte bedurft? Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn sich die Seelen einander unmittelbar mittheilen, sich unmittelbar anschauen und berühren, und in Einem Augenblick mehr empfinden, als die

1) Quem si puellarum insereres choro,
Mire sagaces falleret hospites
Discrimen obscurum, solutis
Crinibus ambiguoque vultu.

Horat. Od. II. 5.

Zunge der Musen selbst in ganzen Jahren auszusprechen vermöchte. Die Sonne würde vielleicht unbemerkt über ihrem Haupte weg und wieder in den Ocean hinab gestiegen seyn, ohne daß sie in dem fort-dauernden Momente der Entzückung den Wechsel der Stunden bemerkt hätten, wenn nicht Agathon (dem es allerdings zukam hierin der erste zu seyn) sich mit sanfter Gewalt aus den Armen seiner *Psyche* losgewunden hätte, um von ihr zu erfahren, durch was für einen Zufall sie in die Gewalt der Seeräuber gekommen sey. Die Zeit ist kostbar, liebe *Psyche*, sagte er; wir müssen uns der Augenblicke bemächtigen, da diese Barbaren, von der Gewalt ihres Gottes bezwungen, zu Boden liegen. Erzähle mir, durch was für einen Zufall du von meiner Seite gerissen wurdest, ohne daß es mir möglich war zu erfahren, wie, oder wohin? Und wie finde ich dich jetzt in diesem Sklavenkleide und in der Gewalt dieser Seeräuber?

„Du erinnerst dich, antwortete ihm *Psyche*, jener unglücklichen Stunde, da die eifersüchtige *Pythia* unsre Liebe, so geheim wir sie zu halten vermeinten, entdeckte. Nichts war ihrer Wuth zu verglei-

chen, und es fehlte nur, daß ihre Rache mein Leben selbst zum Opfer verlangte; denn sie ließ mich einige Tage alles erfahren, was verschmähte Liebe erfinden kann, um eine glückliche Nebenbuhlerin zu quälen. Wiewohl sie es nun in ihrer Gewalt hatte, mich deinen Augen gänzlich zu entziehen, so hielt sie sich doch niemals sicher, so lang' ich zu Delfi seyn würde. Sie machte bald ein Mittel ausfindig, sich meiner zu entledigen, ohne Argwohn zu erwecken; sie schenkte mich einer Verwandten, die sie zu Syrakus hatte, und weil sie mich an diesem Orte weit genug von dir entfernt hielt, säumte sie nicht, mich in der größten Stille nach Sicilien bringen zu lassen. Die Thörin! die nicht wußte, daß keine Scheidung der Leiber deine Psyche verhindern könne, über Länder und Meere wegzufiegen, und gleich einem liebenden Schatten über dir zu schweben! Oder hoffte sie etwa reizender in deinen Augen zu werden, wenn du mich nicht mehr neben ihr sehen würdest? Wie wenig kannte sie dich und mich!" —

„Ich verließ Delfi mit zerrissnem Herzen. Als ich den letzten Blick auf die bezauberten Haine heftete, wo deine Liebe

mir ein neues Wesen, ein neues Daseyn gab, wogegen mein voriges Leben eine ekelhafte Abwechslung von einförmigen Tagen und Nächten, ein ungefühltes Pflanzenleben war,—als ich diese geliebte Gegend endlich ganz aus den Augen verlor—nein, Agathon, ich kann es nicht beschreiben! ich hörte auf, mich selbst zu fühlen. Man brachte mich ins Leben zurück. Ein Strom von Thränen erleichterte mein gepresstes Herz. Es war eine Art von Wollust in diesen Thränen; ich liefs ihnen freyen Lauf, ohne mich zu bekümmern, daß sie gesehen wurden. Die Welt schien mir ein leerer Raum, alle Gegenstände um mich her Träume und Schatten: du und ich waren allein; ich sah nur dich, hörte nur dich, ich lag an deiner Brust, legte meinen Arm um deinen Hals, zeigte dir meine Seele in meinen Augen. Ich führte dich in die heiligen Schatten, wo du mich einst die Gegenwart der Unsterblichen fühlen lehrtest; ich saß zu deinen Füßen, und meine an deinen Lippen hangende Seele glaubte den Gesang der Musen zu hören, wenn du sprachst. Wir wandelten Hand in Hand beym sanften Mondscheine durch elysische Gegenden, oder

setzten uns unter die Blumen, stillschweigend, indem unsre Seelen in ihrer eignen geistigen Sprache sich einander enthüllten, lauter Licht und Wonne um sich her sahen, und nur unsterblich zu seyn wünschten, um sich ewig lieben zu können. Unter diesen Erinnerungen, deren Lebhaftigkeit alle äufsre Empfindungen verdunkelte, beruhigte sich mein Herz allgemach. Ich, die sich selbst nur für einen Theil deines Wesens hielt, konnte nicht glauben, dafs wir immer getrennt bleiben würden. Diese Hoffnung machte nun mein Leben aus, und bemächtigte sich meiner so sehr, dafs ich wieder heiter wurde. Denn ich zweifelte nicht, ich wufste es, dafs du nicht aufhören könntest mich zu lieben. Ich überliefs dich der glühenden Leidenschaft einer mächtigen und reizenden Nebenbuhlerin, ohne sie einen Augenblick zu fürchten. Ich wufste, dafs, wenn sie es auch so weit bringen könnte, deine Sinnen zu verführen, sie doch unfähig sey, dir eine Liebe einzulösen wie die unsrige, und dafs du dich bald wieder nach derjenigen sehnest, die dich allein glücklich machen kann, weil sie allein dich lieben kann, wie du geliebt zu seyn wünschest." —

„Unter tausend solchen Gedanken kam ich endlich zu Syrakus an. Die vorsichtige Priesterin hatte Anstalten gemacht, daß ich nirgend Mittel finden konnte, dir von meinem Aufenthalte Nachricht zu geben. Meine neue Gebieterin war von der guten Art von Geschöpfen, welche gemacht sind sich selbst zu gefallen, und sich alles gefallen zu lassen. Ich wurde zu der Ehre bestimmt, den Aufputz ihres schönen Kopfes zu besorgen; und die Art, wie ich dieses Amt verwaltete, erwarb mir ihre Gunst so sehr, daß sie mich beynahe so zärtlich liebte wie—ihren Schooßhund. In diesem Zustande hielt ich mich für so glücklich, als ich es, ohne deine Gegenwart, in einem jeden andern hätte seyn können. Aber die Ankunft des Sohnes meiner Gebieterin veränderte die Scene.“

„Narcissus (so hieß der junge Herr) war von seiner Mutter nach Athen geschickt worden, die Weisen daselbst zu hören, und die feinen Sitten der Athener an sich zu nehmen. Allein er hatte keine Zeit gefunden, weder das eine noch das andre zu thun. Einige junge Leute, welche sich seine Freunde nannten, machten

jeden Tag eine neue Lustbarkeit ausfündig, die ihn verhinderte, die schwermüthigen Spaziergänge der Philosophen zu besuchen. Überdies hatten ihm die artigsten Blumenhändlerinnen von Athen gesagt, daß er ein sehr liebenswürdiger junger Herr wäre; er hatte es ihnen geglaubt, und sich also keine Mühe gegeben erst zu werden, was er, nach einem so vollgültigen Zeugnisse, schon war. Er hatte sich mit nichts beschäftigt, als seine Person in das gehörige Licht zu setzen; niemand in Athen konnte sich rühmen, lächerlicher geputzt zu seyn, weißere Zähne und sanftere Hände zu haben als Narcissus. Er war der Erste in der Kunst, sich in einem Augenblick zweymal auf einem Fusse herum zu drehen, oder ein Blumensträußchen an die Stirne einer Schönen zu stecken. Mit solchen Vorzügen glaubte er einen natürlichen Beruf zu haben, sich dem weiblichen Geschlecht anzubieten. Die Leichtigkeit, womit seine Verdienste über die zärtlichen Herzen der Blumenmädchen gesiegt hatten, machte ihm Muth, sich an die Kammermädchen zu wagen, und von den Nymfen erhob er sich endlich zu den Göttinnen selbst. Ohne sich

zu bekümmern, wie sein Herz aufgenommen wurde, hatte er sich angewöhnt zu glauben, daß er unwiderstehlich sey; und wenn er nicht allemal Proben davon erhielt, so machte er sich dafür schadlos, indem er sich der Gunstbezeigungen am meisten rühmte, die er nicht genossen hatte.—Wunderst du dich, Agathon, woher ich so wohl von ihm unterrichtet bin? Von ihm selbst. Was meine Augen nicht an ihm entdeckten, sagte mir sein Mund. Denn er selbst war der unerschöpfliche Inhalt seiner Gespräche, so wie der einzige Gegenstand seiner Bewunderung. Ein Liebhaber von dieser Art sollte, dem Ansehn nach, wenig zu bedeuten haben. Eine Zeit lang belustigte mich seine Thorheit; aber endlich fand er es unanständig, daß eine Aufwärterin seiner Mutter unempfindlich gegen ein Herz bleiben sollte, um welches die Blumenhändlerinnen und Flötenspielerinnen zu Athen einander beneidet hatten, und ich sah mich genöthigt, meine Zuflucht zu seiner Mutter zu nehmen. Allein eben diese leutselige Sinnesart, welche sie gütig gegen sich selbst, gegen ihr Schoofshündchen, und gegen alle Welt machte, machte sie auch gütig ge-

gen die Thorheiten ihres Sohnes. Sie schien es sogar übel zu nehmen, daß ich von den Vorzügen eines so liebreizenden Jünglings nicht stärker gerührt würde. Die Ungeduld über die Anfälle, denen ich beständig ausgesetzt war, gab mir tausendmal den Gedanken ein, mich heimlich wegzustehlen. Allein da ich keine Nachricht von dir hatte, wohin hätte ich fliehen sollen? Ein Reisender von Delfi hatte uns zwar gesagt, daß du daselbst unsichtbar geworden, aber niemand konnte sagen, wo du seyst. Diese Ungewißheit stürzte mich in eine Unruhe, die meiner Gesundheit nachtheilig zu werden anfang, als eben dieser Narcissus, dessen lächerliche Liebe—zu sich selbst mich so lange gequält hatte, mir ohne seine Absicht das Leben wiedergab, indem er erzählte: daß ein gewisser Agathon von Athen, nach einem Sieg über die aufrührischen Einwohner von Euböa, diese Insel seiner Republik wieder unterworfen habe. Die Umstände, die er von diesem Agathon hinzu fügte, ließen mich nicht zweifeln, daß Du es seyst. Eine gutherzige Sklavin beförderte meine Flucht. Sie hatte einen Liebhaber, der sie beredet hatte, sich von

ihm entführen zu lassen. Ich half ihr dieses Vorhaben ausführen, und begleitete sie; der junge Sicilianer verschaffte mir zur Dankbarkeit dieses Sklavenkleid, und brachte mich auf ein Schiff, welches nach Athen bestimmt war. Ich wurde für einen Sklaven ausgegeben, der seinen Herrn zu Athen suchte, und überliefs mich zum zweyten Mal den Wellen, aber mit ganz andern Empfindungen als das erste Mal, da sie nun, anstatt mich von dir zu entfernen, uns wieder zusammen bringen sollten."

„Unsre Fahrt war einige Tage glücklich, aufser dafs ein widriger Wind unsre Reise ungewöhnlich verlängerte. Allein am Abend des sechsten Tages erhob sich ein heftiger Sturm, der uns in wenigen Stunden wieder einen grofsen Weg zurück machen liefs; unsre Schiffer waren endlich so glücklich, eine von den unbewohnten Cycladen zu erreichen, wo wir uns vor dem Sturm in Sicherheit setzten. Wir fanden in der Bucht, wohin wir uns geflüchtet hatten, ein Schiff liegen, worin sich eben diese Cilicier befanden, denen wir jetzt zugehören. Sie hatten eine griechische Flagge aufgesteckt, sie grüßten uns, sie

kamen zu uns herüber, und weil sie unsre Sprache redeten, so hatten sie keine Mühe uns so viele Märchen vorzuschwatzen, als sie nöthig fanden uns sicher zu machen. Nach und nach wurde unser Volk vertraulich mit ihnen; sie brachten etliche große Krüge mit Cyprischem Weine, wodurch sie in wenig Stunden alle unsre Leute wehrlos machten. Sie bemächtigten sich hierauf unsers ganzen Schiffes, und begaben sich, so bald sich der Sturm in etwas gelegt hatte, wieder in die See. Bey der Theilung wurd' ich einmüthig dem Hauptmanne der Räuber zuerkannt. Man bewunderte meine Gestalt, ohne mein Geschlecht zu muthmaßen. Allein diese Verborgenheit half mir nicht so viel, als ich gehofft hatte. Der Cilicier, den ich für meinen Herrn erkennen mußte, verzog nicht lange, mich mit einer ekelhaften Leidenschaft zu quälen. Er nannte mich seinen kleinen Ganymed, und schwor bey allen Tritonen und Nereiden, daß ich ihm seyn müßte, was dieser Trojanische Prinz dem Jupiter gewesen sey. Wie er sah, daß seine Schmeicheleyen ohne Wirkung waren, nöthigte er mich zuletzt, ihm zu zeigen, daß ich mein Leben gegen meine

Ehre für nichts halte. Dieß verschaffte mir einige Ruhe, und ich fing an auf Mittel meiner Befreyung zu denken. Ich gab dem Räuber zu verstehen, daß ich von einem ganz andern Stande sey, als mein sklavenmäßiger Anzug zu erkennen gäbe, und bat ihn aufs inständigste mich nach Athen zu führen, wo er für meine Erledigung erhalten würde, was er nur fordern wollte. Allein über diesen Punkt war er unerbittlich, und jeder Tag entfernte uns weiter von diesem geliebten Athen, welches, wie ich glaubte, meinen Agathon in sich hielt. Wie wenig dachte ich, daß eben diese Entfernung, über die ich untröstbar war, uns wieder zusammen bringen würde! Aber, ach! in was für Umständen finden wir uns beide wieder! Beide der Freyheit beraubt, ohne Freunde, ohne Hülfe, ohne Hoffnung befreyt zu werden; verurtheilt, ungesitteten Barbaren dienstbar zu seyn. Die unsinnige Leidenschaft meines Herrn wird uns sogar des einzigen Vergnügens berauben, welches unsern Zustand erleichtern könnte. Seitdem ihm meine Entschlossenheit die Hoffnung benommen hat, seinen Endzweck zu erreichen, scheint sich seine Liebe in eine wüthende Eifer-

sucht verwandelt zu haben, welche sich bemüht, dasjenige, was man selbst nicht genießen kann, wenigstens keinem andern zu Theile werden zu lassen. Der Barbar wird dir keinen Umgang mit mir verstatten, da er mir kaum sichtbar zu seyn erlaubt. Doch, die ungewisse Zukunft soll mir nicht einen Augenblick von der gegenwärtigen Wonne rauben. Ich sehe dich, Agathon, und bin glücklich. Wie begierig hätte ich vor wenigen Stunden einen Augenblick wie diesen mit meinem Leben erkauft!"

Indem sie dieses sagte, umarmte sie den glücklichen Agathon mit einer so rührenden Zärtlichkeit, daß die Entzückung, die ihre Herzen einander mittheilten, eine zweyte sprachlose Stille hervor brachte. Und wie sollten wir beschreiben können, was sie empfanden, da der Mund der Liebe selbst nicht beredt genug war, es auszudrücken?

V. KAPITEL.

Wie Psyche und Agathon wieder getrennt werden.

NACHDEM unsre Liebhaber aus ihrer Entzückung zurück gekommen waren, verlangte Psyche von Agathon eben dieselbe Gefälligkeit, die sie durch Erzählung ihrer Begebenheiten für seine Neugierde gehabt hatte. Er meldete ihr also, auf was Weise er von Delfi entflohen; wie er mit einem angesehenen Athener bekannt geworden, und wie sich entdeckt habe, daß dieser Athener sein Vater sey; wie er durch einen Zufall in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt, und durch seine Beredsamkeit dem Volke angenehm geworden; die Dienste, die er der Republik geleistet; durch was für Mittel seine Neider das Volk wider ihn aufgebracht, und wie er vor wenigen Tagen, mit Verlust aller seiner väterlichen Güter und Ansprüche, lebenslänglich aus Athen verbannt worden; wie er den Entschluß gefaßt, eine Reise in die Morgenländer vorzunehmen, und durch was für einen Zufall er in die Hände der Cilicier gerathen.

Sie fingen nun auch an sich über die

Mittel ihrer Befreyung zu berathschlagen; allein die Bewegungen, welche die allmählich erwachenden Räuber machten, nöthigten Psychen sich aufs eilfertigste zu verbergen, um einem Verdacht zuvor zu kommen, wovon der Schatten genug war, ihrem Geliebten das Leben zu kosten. Jetzt beklagten sie bey sich selbst, daß sie, nach dem Beyspiel der Liebhaber in Romanen, eine so günstige Zeit mit unnöthigen Erzählungen verloren hatten, da sie doch voraus sehen konnten, daß ihnen künftig wenig Gelegenheit würde gegeben werden, sich zu sprechen. Allein, was sie hierüber hätte trösten können, war, daß alle ihre Berathschlagungen und Erfindungen vergeblich gewesen wären. Denn an eben diesem Morgen erhielt der Hauptmann Nachricht von einem reich beladenen Schiffe, welches im Begriff sey, von Lesbos nach Korinth abzugehen, und, nach den Umständen, die der Bericht angab, unterwegs aufgefangen werden könnte. Diese Zeitung veranlafte eine geheime Berathschlagung unter den Häuption der Räuber, wovon der Ausschlag war, daß Agathon mit den gefangnen Thracierinnen und einigen andern jungen Sklaven

unter einer Bedeckung in eine Barke gesetzt wurde, um ungesäumt nach Smyrna geführt und verkauft zu werden; indessen die Galeere mit dem größten Theil der Seeräuber sich fertig machte, der reichen Beute, die sie schon in Gedanken verschlangen, entgegen zu gehen. In diesem Augenblicke verlor Agathon die Gelassenheit, womit er bisher alle Stürme des widrigen Glücks ausgehalten hatte. Der Gedanke, von seiner Psyche wieder getrennt zu werden, setzte ihn außer sich selbst. Er warf sich zu den Füßen des Ciliciers, er schwor ihm, daß der verkleidete Ganymed sein Bruder sey; er bot sich selbst zu seinem Sklaven an, er flehte, er weinte — aber umsonst. Der Seeräuber hatte die Natur des Elements, welches er bewohnte; die Sirenen selbst hätten ihn nicht bereden können, seinen Entschluß zu ändern. Agathon erhielt nicht einmal die Erlaubniß, von seinem geliebten Bruder Abschied zu nehmen; die Lebhaftigkeit, die er bey diesem Anlaß gezeigt, hatte ihn dem Hauptmann verdächtiggemacht. Er wurde also, von Schmerz und Verzweiflung betäubt, in die Barke getragen, und befand sich schon eine ge-

raume Zeit auſſer dem Gesichtskreise seiner Psyche, eh' er wieder erwachte, um den ganzen Umfang seines Elends zu fühlen.

VI. KAPITEL.

Ein Selbstgespräch.

DA wir uns zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht haben, in dieser Geschichte alles sorgfältig zu vermeiden, was gegen die historische Wahrheit derselben einigen gerechten Verdacht erwecken könnte; so würden wir uns ein Bedenken gemacht haben, das Selbstgespräch, welches wir hier in unsrer Handschrift vor uns finden, mitzutheilen, wenn der Verfasser nicht die Vorsicht gebraucht hätte uns zu melden: daß seine Erzählung sich in den meisten Umständen auf eine Art von Tagebuch gründe, welches (sichern Anzeigen nach) von der eignen Hand des Agathon sey, und wovon er durch einen Freund zu Krotona eine Abschrift erhalten habe. Dieser Umstand macht begreiflich, wie der Geschichtschreiber wissen konnte, was Agathon bey dieser und andern Gelegen-

heiten mit sich selbst gesprochen; und schützet uns vor den Einwürfen, die man gegen die Selbstgespräche machen kann, worin die Geschichtschreiber den Poeten so gerne nachzuahmen pflegen, ohne sich, wie sie, auf die Eingebung der Muses berufen zu können.

Unsre Urkunde meldet also, nachdem die erste Wuth des Schmerzens (welche allezeit stumm und gedankenlos zu seyn pflegt) sich gelegt, habe Agathon sich umgesehen; und da er von allen Seiten nichts als Luft und Wasser um sich her erblickt, habe er, seiner Gewohnheit nach, also mit sich selbst zu filosofieren angefangen.

„War es Täuschung, was mir begegnet ist, oder sah ich sie wirklich? Hört' ich wirklich den rührenden Klang ihrer süßen Stimme, und umfingen meine Arme keinen Schatten? Wenn es mehr als ein Traumgesicht war, warum ist mir von einem Gegenstande, der alle andere aus meiner Seele auslöschte, nichts als die Erinnerung übrig?—Wenn Ordnung und Zusammenhang die Kennzeichen der Wahrheit sind; o wie ähnlich dem ungefähren Spiele der träumenden Fantasie sind die

Zufälle meines ganzen Lebens!—Von Kindheit an unter den heiligen Lorbern des Delfischen Gottes erzogen, schmeichle ich mir unter seinem Schutz, in Beschauung der Wahrheit und im geheimen Umgange mit den Unsterblichen, ein stilles und sorgenfreyes Leben zuzubringen. Tage voll Unschuld, einer dem andern gleich, fließen in ruhiger Stille, wie Augenblicke, vorbey, und ich werde unvermerkt ein Jüngling. Eine Priesterin, deren Seele eine Wohnung der Götter seyn soll, wie ihre Zunge das Werkzeug ihrer Aussprüche, vergift ihre Gelübde, und bemüht sich meiner unerfahrenen Jugend Netze zu stellen. Ihre Leidenschaft beraubt mich derjenigen, die ich liebe; ihre Nachstellungen treiben mich endlich aus dem geheiligten Schutzorte, wo ich, seitdem ich mich selbst empfand, von Bildern der Götter und Helden umgeben, mich einzig beschäftigt hatte ihnen ähnlich zu werden. In eine unbekannte Welt ausgestoßen, finde ich unvermuthet einen Vater und ein Vaterland, die ich nicht kannte. Ein schneller Wechsel von Umständen setzt mich eben so unvermuthet in den Besitz des größten Ansehens in Athen. Das blin-

de Zutrauen eines Volkes, das in seiner Gunst so wenig Mafs hält als in seinem Unwillen, nöthigt mir die Anführung seines Kriegsheeres auf; ein wunderbares Glück kommt allen meinen Unternehmungen entgegen, und führt meine Anschläge aus; ich kehre siegreich zurück. Welch ein Triumph! Welch ein Zujauchzen! Welche Vergötterung! Und wofür? Für Thaten, an denen ich den wenigsten Antheil hatte. Aber kaum schimmert meine Bildsäule zwischen den Bildern des Kekrops und Theseus, so reißt mich eben dieser Pöbel, der vor wenig Tagen bereit war mir Altäre aufzurichten, mit ungestümer Wuth vor Gerichte hin. Die Mißgunst derer, die das Übermaß meines Glücks beleidigte, hat schon alle Gemüther wider mich eingenommen, alle Ohren gegen meine Vertheidigung verstopft; Handlungen, worüber mein Herz mir Beyfall gibt, werden auf den Lippen meiner Ankläger zu Verbrechen; mein Verdammungsurtheil wird ausgesprochen. Von allen verlassen, welche sich meine Freunde genannt hatten, kurz zuvor die eifrigsten gewesen waren, neue Ehrenbezeugungen für mich zu erfinden, fliehe ich aus Athen; fliehe mit leichtem

Herzen, als womit ich vor wenigen Wochen, unter dem Zujachzen einer unzählbaren Menge, durch ihre Thore eingeführt wurde, und entschliefse mich den Erdboden zu durchwandern, ob ich einen Ort finden möchte, wo die Tugend, vor auswärtigen Beleidigungen sicher, ihrer eigenthümlichen Glückseligkeit geniefsen könnte, ohne sich aus der Gesellschaft der Menschen zu verbannen. Ich nehme den Weg nach Asien, um an den Ufern des Oxus ¹⁾ die Quellen zu besuchen, aus denen die Geheimnisse des Orfischen Gottesdienstes zu uns geflossen sind. Ein Zufall führt mich unter einen Schwarm rasender Bacchantinnen, und ich entrinne ihrer verliebten Wuth blofs dadurch, dafs ich in die Hände seeräuberischer Barbaren falle. In diesem Augenblicke, da mir von allem, was man verlieren kann, nur noch das Leben übrig ist, finde ich meine Psyche wieder; aber kaum fange ich an mei-

1) Diefs zielt vermuthlich auf die am Oxus, oder Amu (wie er nun heifst), gelegene und von Gengiskan zerstörte Stadt Balch oder Balk, wo das berühmteste Kollegium der Persischen Magier aus Zoroasters Schule war.

nen Sinnen zu glauben, daß sie es sey, die ich in meinen Armen umschlossen hatte, so verschwindet sie wieder, und hier bin ich auf diesem Schiffe, um zu Smyrna als Sklave verkauft zu werden.—Wie ähnlich ist alles dieß einem Fiebertraume, wo die schwärmende Fantasie, ohne Ordnung, ohne Wahrscheinlichkeit, ohne Zeit oder Ort in Betrachtung zu ziehen, die betäubte Seele von einem Abenteuer zu dem andern, von der Krone zum Bettlersmantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus ins Elysium fortreißt?—Und ist denn das Leben ein Traum, ein bloßer Traum, so eitel, so unwesentlich, so unbedeutend als ein Traum? Ein unbeständiges Spiel des blinden Zufalls, oder unsichtbarer Geister, die eine grausame Belustigung darin finden, uns zum Scherze bald glücklich bald unglücklich zu machen? Oder ist es diese allgemeine Seele der Welt, deren Daseyn die geheimnisvolle Majestät der Natur ankündigt, ist es dieser alles belebende Geist, der die menschlichen Sachen anordnet: warum herrschet in der moralischen Welt nicht eben diese unveränderliche Ordnung und Zusammenstimmung, wodurch die Ele-

mente, die Jahres- und Tageszeiten, die Gestirne und die Kreise des Himmels in ihrem gleichförmigen Lauf erhalten werden? Warum leidet der Unschuldige? Warum sieget der Betrüger? Warum verfolgt ein unerbittliches Schicksal den Tugendhaften? Sind unsre Seelen den Unsterblichen verwandt, sind sie Kinder des Himmels: warum verkennt der Himmel sein Geschlecht, und tritt auf die Seite seiner Feinde? Oder hat er uns die Sorge für uns selbst gänzlich überlassen: warum sind wir keinen Augenblick unsers Zustandes Meister? Warum vernichtet bald Nothwendigkeit, bald Zufall, die weisesten Entwürfe?"

Hier hielt Agathon eine Zeit lang ein. Sein in Zweifeln verwickelter Geist arbeitete sich los zu winden, bis ein neuer Blick auf die majestätische Natur, die ihn umgab, eine andre Reihe von Vorstellungen in ihm entwickelte.—„Was sind, fuhr er mit sich selbst fort, meine Zweifel anders, als Eingebungen der eigennützigen Leidenschaft? Wer war diesen Morgen glücklicher als ich? Alles war Wollust und Wonne um mich her. Hat sich die Natur binnen dieser Zeit verändert, oder ist sie min-

der der Schauplatz einer grenzenlosen Vollkommenheit, weil Agathon ein Sklave, und von Psyche getrennt ist? Schäme dich, Kleinmüthiger, deiner trübsinnigen Zweifel, und deiner unmännlichen Klagen! Wie kannst du Verlust nennen, dessen Besitz kein Gut war? Ist es ein Übel, deines Ansehens, deines Vermögens, deines Vaterlandes beraubt zu seyn? Alles dessen beraubt, warst du in Delfi glücklich, und vermißtest es nicht. Und warum nennest du Dinge dein, die nicht zu dir selbst gehören, die der Zufall gibt und nimmt, ohne daß es in deiner Willkür steht sie zu erlangen oder zu erhalten?—Wie ruhig, wie heiter und glücklich floss mein Leben in Delfi hin, ehe ich die Welt, ihre Geschäfte, ihre Sorgen, ihre Freuden und ihre Abwechslungen kannte; eh' ich genöthiget war, mit den Leidenschaften andrer Menschen, oder mit meinen eigenen zu kämpfen, mich selbst und den Genuß meines Daseyns einem undankbaren Volk aufzuopfern, und unter der vergeblichen Bemühung, Thoren oder Lasterhafte glücklich zu machen, selbst unglücklich zu seyn! Meine eigene Erfahrung widerlegt die ungerechten Zweifel

des Mißvergnügens am besten. Es gab Augenblicke, Tage, lange Reihen von Tagen, da ich glücklich war; glücklich in den frohen Stunden, wenn meine Seele, vom Anblick der Natur begeistert, in tief-sinnigen Betrachtungen und süßen Ahnungen, wie in den bezauberten Gärten der Hesperiden, irrte; glücklich, wenn mein befriedigtes Herz in den Armen der Liebe aller Bedürfnisse, aller Wünsche vergaß, und nun zu verstehen glaubte, was die Wonne der Götter sey; glücklicher, wenn in Augenblicken, deren Erinnerung den bittersten Schmerz zu versüßen genug ist, mein Geist in der großen Betrachtung des Ewigen und Unbegrenzten sich verlor.— Ja du bist, alles beseelende, alles regierende Güte—ich sah, ich fühlte dich! Ich empfand die Schönheit der Tugend, die dir ähnlich macht; ich genoß die Glückseligkeit, welche Tagen die Schnelligkeit der Augenblicke, und Augenblicken den Werth von Jahrhunderten gibt. Die Macht der Empfindung zerstreut meine Zweifel; die Erinnerung der genossenen Glückseligkeit heilet den gegenwärtigen Schmerz, und verspricht eine bessere Zukunft. Diese allgemeine Quellen der Freu-

de, woraus alle Wesen schöpfen, fließen, wie ehemals, um mich her; meine Seele ist noch eben dieselbe, wie die Natur, die mich umgibt.—O Ruhe meines Delfischen Lebens, und du, meine Psyche! euch allein, von allem was aufser mir ist, nenne ich mein! Wenn ihr auf ewig verloren wäret, dann würde meine untröstbare Seele nichts auf Erden finden, das ihr die Liebe zum Leben wieder geben könnte. Aber ich besafs beide, ohne sie mir selbst gegeben zu haben, und die wohlthätige Macht, welche sie gab, kann sie wieder geben. Theure Hoffnung, du bist schon ein Anfang der Glückseligkeit, die du versprichst! Es wäre zugleich gottlos und thöricht, sich einem Kummer zu überlassen, der den Himmel beleidigt, und uns selbst der Kräfte beraubt, dem Unglück zu widerstehen, und der Mittel, wieder glücklich zu werden. Komm denn, du süsse Hoffnung einer bessern Zukunft, und fessle meine Seele mit deinen schmeichelnden Bezauberungen! Ruhe und Psyche—dies allein, ihr Götter! Lorberkränze und Schätze gebet wem ihr wollt!”

VII. KAPITEL.

Agathon wird zu Smyrna verkauft.

DAS Wetter war unsern Seefahrern so günstig, daß Agathon gute Muße hatte, seinen Betrachtungen so lange nachzuhängen als er wollte; zumal da seine Reise von keinem der Umstände begleitet war, womit eine poetische Seefahrt ausgeschmückt zu seyn pflegt. Denn man sahe da weder Tritonen, die aus krummen Ammonshörnern bliesen; noch Nereiden, die auf Delfinen, mit Blumenkränzen gezäumt, über den Wellen daher ritten; noch Sirenen, die, mit halbem Leib aus dem Wasser hervor ragend, die Augen durch ihre Schönheit und das Ohr durch die Süßigkeit ihrer Stimme bezauberten. Die Winde selbst waren etliche Tage lang so zahm, als ob sie es mit einander abgeredet hätten, uns keine Gelegenheit zur Beschreibung eines Sturms oder eines Schiffbruchs zu geben; kurz, die Reise ging so glücklich von Statten, daß die Barke am Abend des dritten Tages in den Hafen von Smyrna einlief; wo die Räuber, nunmehr unter dem Schutze des großen Kö-

nigs¹⁾ gesichert, sich nicht säumten, ihre Gefangenen ans Land zu setzen, in der Hoffnung, auf dem Sklavenmarkte keinen geringen Vortheil aus ihnen zu ziehen. Ihre erste Sorge war, sie in eines der öffentlichen Bäder zu führen, wo man nichts vergafs, was sie des folgenden Tages verkäuflicher machen konnte. Agathon war noch zu sehr mit allem, was mit ihm vorgegangen war, angefüllt, als dafs er auf das Gegenwärtige aufmerksam hätte seyn können. Er wurde gebadet, abgerieben, mit Salben und wohlriechenden Wassern begossen, mit einem Sklavenkleide von vielfarbiger Seide angethan, mit allem, was seine Gestalt erheben konnte, ausgeschmückt, und von allen die ihn sahen bewundert; ohne dafs ihn etwas aus der tiefen Unempfindlichkeit erwecken konnte, welche in gewissen Umständen eine Folge der übermäfsigen Empfindlichkeit ist. Auf das, was in seiner Seele vorging, geheftet, schien er weder zu sehen noch zu hören, weil er nichts sah noch hörte, was er wünschte; und nur der Anblick,

1) So nannten die Griechen gewöhnlich den König von Persien.

der sich ihm auf dem Sklavenmarkte darstellte, war vermögend, ihn aus dieser wachenden Träumerey aufzurütteln. Diese Scene hatte zwar das Abscheuliche nicht, das ein Sklavenmarkt zu Barbados sogar für einen Europäer haben könnte, dem die Vorurtheile der gesitteten Völker noch einige Überbleibsel des angeborenen menschlichen Gefühls gelassen hätten; allein sie hatte doch genug, um eine Seele zu empören, welche sich gewöhnt hatte, in den Menschen mehr die Schönheit ihrer Natur, als die Erniedrigung ihres Zustandes, mehr das, was sie nach gewissen Voraussetzungen seyn könnten, als was sie wirklich waren, zu sehen. Eine Menge von traurigen Vorstellungen stieg in gedrängter Verwirrung bey diesem Anblick in ihm auf; und indem sein Herz von Mitleiden und Wehmuth zerfloß, brannte es zugleich von einem zürnenden Abscheu vor den Menschen, dessen nur diejenigen fähig sind, welche die Menschheit lieben. Er vergaß über diesen Empfindungen seines eigenen Unglücks, als ein Mann von edelm Ansehn, welcher schon bey Jahren zu seyn schien, im Vorübergehen seiner gewahr ward, stehen blieb, und ihn

mit besondrer Aufmerksamkeit betrachtete. Wem gehört dieser junge Leibeigene? fragte der Mann einen von den Ciliciern, der neben ihm stand. Dem, der ihn von mir kaufen wird, versetzte dieser. Was versteht er für eine Kunst? fuhr jener fort. Das wird er dir selbst am besten sagen können, erwiederte der Cilicier.—Der Mann wandte sich also an Agathon selbst, und fragte ihn, ob er nicht ein Grieche sey, ob er sich in Athen aufgehalten, und ob er in den Künsten der Musen unterrichtet worden? Agathon bejahete diese Fragen. — „Kannst du den Homer lesen?“ — Ich kann lesen; und ich meine, daß ich den Homer empfinden könne.— „Kennst du die Schriften der Philosophen?“ — Gut genug, um nichts darin zu verstehen.— „Du gefällst mir, junger Mensch! Wie hoch haltet ihr ihn, mein Freund?“ — Er sollte, wie die andern, durch den Herold ausgerufen werden, antwortete der Cilicier; aber für zwey Talente ist er euer.— „Begleite mich mit ihm in mein Haus, erwiederte der Alte; du sollst zwey Talente haben, und der Sklave ist mein.“ — Dein Geld muß dir sehr beschwerlich seyn, sagte Agathon; woher weißt du, daß ich dir

für zwey Talente nützlich seyn werde?—
 „Wenn du es auch nicht wärest, versetzte
 der Käufer, so bin ich unbesorgt, unter
 den Damen von Smyrna zwanzig für Ei-
 ne zu finden, die mir auf deine bloße Mie-
 ne wieder zwey Talente für dich geben.“—
 Mit diesen Worten befahl er dem Agathon,
 ihm in sein Haus zu folgen.

AGATHON.

ZWEYTES BUCH.

*Agathon im Hause des Sofisten Hip-
pias.*

I. KAPITEL.

Wer der Käufer des Agathon war.

DER Mann, der sich für zwey Talente das Recht erworben hatte, den Agathon als seinen Leibeignen zu behandeln, war einer von den merkwürdigen Leuten, welche unter dem Namen der Sofisten in den Griechischen Städten umher zogen, sich der edelsten und reichsten Jünglinge zu bemächtigen, und durch die Annehmlichkeiten ihres Umgangs und das prächtige Versprechen, ihre Schüler zu vollkommenen Rednern, Staatsmännern und Feldherren zu machen, das Geheimniß gefunden hatten, welches die Alchymisten bis auf den heutigen Tag vergeblich gesucht

Wieland 1. B.

haben. Der Name, den sie sich selbst beylegten, bezeichnet in der Sprache der Griechen eine Person, welche von der Weisheit Profession macht, oder, wenn man so sagen kann, einen Virtuoso in der Weisheit; und diess war es auch, wofür sie von dem größten Theil ihrer Zeitgenossen gehalten wurden. Indessen muß man gestehen, daß diese Weisheit, von der sie Profession machten, von der Sokratischen (die durch einige ihrer Verehrer so berühmt geworden ist) sowohl in ihrer Beschaffenheit, als in ihren Wirkungen unendlich unterschieden, oder, besser zu sagen, die völlige Antipode derselben war. Die Sofisten lehrten die Kunst, die Leidenschaften andrer Menschen zu erregen; Sokrates die Kunst, seine eigenen zu dämpfen. Jene lehrten, wie man es machen müsse, um weise und tugendhaft zu scheinen; dieser lehrte, wie man es sey. Jene munterten die Jünglinge von Athen auf, sich der Regierung des Staats anzumassen; Sokrates bewies ihnen, daß sie vorher die Hälfte ihres Lebens anwenden müßten, sich selbst regieren zu lernen. Jene spotteten der Sokratischen Weisheit, die nur in einem schlechten Mantel

aufzog, und sich mit einer Mahlzeit für sechs Obolen begnügte, da die ihrige in Purpur schimmerte, und offene Tafel hielt. Die Sokratische Weisheit war stolz darauf, den Reichthum entbehren zu können; die ihrige wufste ihn zu erwerben. Sie war gefällig, einschmeichelnd, und nahm alle Gestalten an; sie vergötterte die Großen, kroch vor ihren Dienern, tändelte mit den Schönen, und schmeichelte allen, welche dafür bezahlten. Sie war allenthalben an ihrem rechten Platze; beliebt bey Hofe, beliebt am Putztische, beliebt bey dem Großen, beliebt sogar bey der Priesterschaft. Die Sokratische war weit entfernt so liebenswürdig zu seyn. Sie war trocken und langweilig; sie wufste nicht zu leben; sie war unerträglich, weil sie alles tadelte, und immer Recht hatte; sie wurde von dem geschäftigen Theile der Welt für unnützlich, von dem müßigen für abgeschmackt, und von dem andächtigen gar für gefährlich erklärt. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir diese Gegensätze so weit treiben wollten, als sie gingen. Dieß ist gewiß, die Weisheit der Sofisten hatte einen Vorzug, den ihr die Sokratische nicht streitig machen konnte.

Sie verschaffte ihren Besitzern Reichthum, Ansehen, Ruhm und ein Leben, das von allem, was die Welt glücklich nennet, überflüss; und man muß gestehen, daß dieß ein verführerischer Vorzug war.

Hippias, der neue Herr unsers Agathon, war einer von diesen Glücklichen, dem die Kunst sich die Thorheiten anderer Leute zinsbar zu machen ein Vermögen erworben hatte, wodurch er sich im Stande sah, die Ausübung derselben aufzugeben, und die andre Hälfte seines Lebens in den Ergetzungen eines begüterten Müßiggangs zuzubringen, zu deren angenehmstem Genuß das zunehmende Alter geschickter scheint, als die ungestüme Jugend. In dieser Absicht hatte er Smyrna zu seinem Wohnort ausersehen, weil die Schönheit des Ionischen Himmels, die glückliche Lage dieser Stadt, der Überfluß, der ihr durch die Handlung aus allen Theilen des Erdbodens zuströmte, und die Verbindung des Griechischen Geschmacks mit der wollüstigen Üppigkeit der Morgenländer, welche in ihren Sitten herrschte, ihm diesen Aufenthalt vor allen andern vorzüglich machte. Hippias stand in dem Rufe, daß ihm in den Voll-

kommenheiten seiner Profession wenige den Vorzug streitig machen könnten. Ob er gleich über funfzig Jahre zählte, so hatte er doch von der Gabe zu gefallen, die ihm in seiner Jugend so nützlich gewesen war, noch so viel übrig, daß sein Umgang von den artigsten Personen des einen und andern Geschlechts gesucht wurde. Er besaß alles, was die Art von Weisheit, die er ausübte, verführerisch machen konnte: eine edle Gestalt, eine einnehmende Gesichtsbildung, einen angenehmen Ton der Stimme, einen behenden und geschmeidigen Witz, eine Beredsamkeit, die desto mehr gefiel, weil sie mehr ein Geschenk der Natur, als eine durch Fleiß erworbene Kunst zu seyn schien. Diese Beredsamkeit, oder vielmehr diese Gabe angenehm zu schwatzen, mit einer Tinktur von allen Wissenschaften, einem feinen Geschmack für das Schöne und Angenehme, und eine vollständige Kenntniß der Welt war mehr, als er nöthig hatte, um in den Augen aller, mit denen er umging (denn er ging mit keinen Sokraten um), für einen Genie vom ersten Range zu gelten, der Mann zu seyn, der sich auf alles verstand, welchem schon zugelächelt wurde, ehe man

wußte was er sagen wollte, und wider dessen Aussprüche nicht erlaubt war etwas einzuwenden.

Indessen war doch das, wodurch er sein Glück hauptsächlich gemacht hatte, die besondere Gabe, die er besaß, sich der schönen Hälfte der Gesellschaft gefällig zu machen. Er war so klug, frühzeitig zu entdecken, wie viel an der Gunst dieser reizenden Geschöpfe gelegen ist, welche in den polizierten Theilen des Erdbodens die Macht wirklich ausüben, die in den Mährchen den Feen beygelegt wird; welche mit einem einzigen Blick, oder durch eine kleine Verschiebung des Hals-tuches, stärker überzeugen als Demosthenes und Lysias durch lange Reden, mit einer einzigen Thräne den Gebieter über Legionen entwaffnen, und durch den bloßen Vortheil, den sie von ihrer Gestalt und dem Bedürfnisse des stärkern Geschlechts zu ziehen wissen, sich oft zu unumschränkten Beherrscherinnen derjenigen machen, in deren Händen das Schicksal ganzer Völker liegt. Hippias hatte diese Entdeckung von so großem Nutzen gefunden, daß er keine Mühe gespart hatte, es in der Anwendung derselben zum höch-

sten Grade der Vollkommenheit zu bringen; und dasjenige, was ihm in seinem Alter noch davon übrig war, bewies, was er in seinen schönen Jahren gewesen seyn müsse.. Seine Eitelkeit ging so weit, daß er sich nicht enthalten konnte, die Kunst die Zauberinnen zu bezaubern in die Form eines Lehrbegriffs zu bringen, und seine Erfahrungen und Beobachtungen hierüber der Welt in einer sehr gelehrten Abhandlung mitzutheilen, deren Verlust nicht wenig zu bedauern ist, und schwerlich von einem heutigen Schriftsteller unsrer Nation zu ersetzen seyn dürfte.

Nach allem, was wir bereits von diesem weisen Manne gesagt haben, wär' es überflüssig, eine Abschilderung von seinen Sitten zu machen. Sein Lehrbegriff von der Kunst zu leben wird uns in kurzem umständlich vorgelegt werden; und er besaß eine Tugend, welche nicht die Tugend der Moralisten zu seyn pflegt: er lebte nach seinen Grundsätzen.

Unter andern schönen Neigungen hatte er auch einen besondern Geschmack an allem, was gut in die Augen fiel. Er wollte, daß die seinigen, in seinem Hause wenigstens, sich nirgends hinwenden soll-

ten, ohne einem gefallenden Gegenstande zu begegnen. Die schönsten Gemählde, Bildsäulen und Büsten, die reichsten Tapeten, die zierlichsten Gefäße, der prächtigste Hausrath, befriedigten seinen Geschmack noch nicht; er wollte auch, daß der belebte Theil seines Hauses mit dieser allgemeinen Schönheit übereinstimmen sollte: seine Bediente und Sklavinnen waren die ausgesuchtesten Gestalten, die er in einem Lande, wo die Schönheit nicht ungewöhnlich ist, hatte finden können. Die Gestalt Agathons möchte also allein hinreichend gewesen seyn, seine Gunst zu erwerben; zumal da er eben einen Leser nöthig hatte, und aus dem Anblick und den ersten Worten des schönen Jünglings urtheilte, daß er sich zu einem Dienste vollkommen schicken würde, wozu eine gefallende Gesichtsbildung und eine musikalische Stimme die nöthigsten Gaben sind. Allein Hippias hatte noch eine geheime Absicht. Wiewohl die Liebe zu den Wolüsten der Sinne seine herrschende Neigung zu seyn schien, so hatte doch die Eitelkeit nicht wenig Antheil an den meisten Handlungen seines Lebens. Er hatte, bevor er sich nach Smyrna begab, den schön-

sten Theil seines Lebens zugebracht, die edelste Jugend der Griechischen Städte zu bilden. Er hatte Redner gebildet, die durch eine künstliche Vermischung des Wahren und Falschen, und den klugen Gebrauch gewisser Figuren, einer schlimmen Sache den Schein und die Wirkung einer guten zu geben wußten; Staatsmänner, welche die Kunst besaßen, mitten unter den Zujachzungen eines bethörten Volkes, die Gesetze durch die Freyheit und die Freyheit durch schlimme Sitten zu vernichten, um ein Volk, welches sich der heilsamen Zucht des Gesetzes nicht unterwerfen wollte, der willkürlichen Gewalt ihrer Leidenschaften zu unterwerfen; kurz, er hatte Leute gebildet, die sich Ehrensäulen dafür aufrichten ließen, daß sie ihr Vaterland zu Grunde richteten ¹⁾. Allein dieses befriedigte seine Eitelkeit noch nicht. Er wollte auch jemand hinterlassen, der sei-

1) Die Demagogen, welche sich seit drey oder vier Jahren der höchsten Gewalt in Frankreich bemächtigt haben, werfen ein helles Licht auf diese Stelle, welche vor dreißig Jahren von den meisten Deutschen nur sehr unvollkommen verstanden werden konnte.

ne Kunst fortzusetzen geschickt wäre; eine Kunst, die in seinen Augen allzu schön war, als daß sie mit ihm sterben sollte. Schon lange hatte er einen jungen Menschen gesucht, bey dem er das natürliche Geschick, der Nachfolger eines Hippias zu seyn, in derjenigen Vollkommenheit finden möchte, die dazu erfordert wurde. Seine wirkliche oder eingebildete Gabe, aus der Gestalt und Miene das Inwendige eines Menschen zu errathen, beredete ihn, bey Agathon zu finden was er suchte; wenigstens hielt er es der Mühe werth, eine Probe mit ihm zu machen; und da er ein so gutes Vorurtheil von seiner Tüchtigkeit hegte, so fiel ihm nur nicht ein, in seine Willigkeit zu den großen Absichten, die er mit ihm vorhatte, einigen Zweifel zu setzen.

II. KAPITEL.

Verwunderung, in welche Agathon über die Weisheit seines neuen Herrn gesetzt wird.

AGATHON wußte noch nichts, als daß er einem Manne zugehöre, dessen äußer-

liches Ansehen sehr zu seinem Vortheil sprach, als er beym Eintritt in sein Haus durch die Schönheit des Gebäudes, die Bequemlichkeiten der Einrichtung, die Menge und die gute Miene der Bedienten, und durch einen Schimmer von Pracht und Üppigkeit, der ihm allenthalben entgegen glänzte, in eine Art von Verwunderung gesetzt wurde, welche ihm sonst nicht gewöhnlich war, und desto mehr zunahm, als man ihm sagte, daß er die Ehre haben sollte, ein Hausgenosse von Hippias, dem Weisen, zu werden.

Er war noch im Nachdenken begriffen, was für eine Art von Weisheit dieß seyn möchte, als ihn Hippias zu sich rufen ließ, um ihm seine künftige Bestimmung bekannt zu machen. Die Gesetze, Kallias, (denn dieß soll künftig dein Name seyn) geben mir zwar das Recht, sagte der Sofist, dich als meinen Leibeigenen anzusehen; aber es wird nur von dir abhängen, so glücklich in meinem Hause zu seyn, als ich es selbst bin. Alle deine Verrichtungen werden darin bestehen, den Homer bey meinem Tische, und die Aufsätze, mit deren Ausarbeitung ich mir die Zeit vertreibe, in meinem Hörsahle vorzulesen.

Wenn dieses Amt leicht zu seyn scheint, so versichre ich dich, daß ich nicht leicht zu befriedigen bin, und daß du Kenner zu Hörern haben wirst. Ein Ionisches Ohr will nicht nur ergetzt, es will bezaubert seyn. Die Annehmlichkeit der Stimme, die Reinigkeit und das Weiche der Aussprache, die Richtigkeit des Akzents, das Muntre, das Ungezwungene, das Musikalische ist nicht hinlänglich: wir fordern eine vollkommne Nachahmung, einen Ausdruck, der jedem Theile des Stückes, jeder Periode, jedem Verse das Leben, den Affekt, die Seele gibt, die sie haben sollen; kurz, die Art wie gelesen wird soll das Ohr an die Stelle aller übrigen Sinne setzen. Das Gastmahl des Alcinous wird diesen Abend dein Probestück seyn. Die Fähigkeiten, welche ich an dir zu entdecken hoffe, werden meine Absichten mit dir bestimmen; und vielleicht wirst du in der Zukunft Ursache finden, den Tag, an dem du dem Hippias gefallen hast, unter deine glücklichen zu zählen.

Mit diesen Worten verließ er unsern Jüngling, und ersparte sich dadurch die Demüthigung, zu sehen, wie wenig der

neue Kallias durch die Hoffnungen gerührt schien, wozu ihn diese Erklärung berechtigte. In der That hatte die Bestimmung, die Ionischen Ohren zu bezaubern, in Agathons Augen nicht Edles genug, daß er sich deswegen hätte glücklich schätzen sollen; und überdem war etwas in dem Ton dieser Anrede, welches ihm misfiel, ohne daß er eigentlich wufste warum?

Inzwischen vermehrte sich seine Verwunderung, je mehr er sich in dem Hause des weisen Hippias umsah; und er begriff nun ganz deutlich, daß sein Herr, was auch sonst seine Grundsätze seyn möchten, wenigstens von der Ertödtung der Sinnlichkeit, wovon er ehemals den Plato zu Athen sehr schöne Dinge sagen gehört hatte, keine Profession mache. Allein wie er sah, was die Weisheit in diesem Hause für eine Tafel hielt, wie prächtig sie sich bedienen liefs, was für reizende Gegenstände ihre Augen, und welche wollüstige Harmonien ihre Ohren ergetzten, indessen der Schenktisch, mit Griechischen Weinen und den angenehm betäubenden Getränken der Asiaten beladen, den Sinnen zu so mannigfaltigem Genuß neue Kräfte zu geben schien; wie er

die Menge von jungen Sklaven sah, die den Liebesgöttern glichen, die Kōre von Tänzerinnen und Lautenspielerinnen, die durch die Reizungen ihrer Gestalt so sehr als durch ihre Geschicklichkeit bezauberten, und die nachahmenden Tänze, in denen sie die Geschichte einer Leda oder Danae durch bloße Bewegungen mit einer Lebhaftigkeit vorstellten, die einen Nestor hätte verjüngern können; wie er die üppigen Bäder, die bezauberten Gärten, kurz, wie er alles sah, was das Haus des weisen Hippias zu einem Tempel der ausgekünsteltsten Sinnlichkeit machte: so stieg seine Verwunderung bis zum Erstaunen, und er konnte nicht begreifen, was dieser Sybarit gethan haben müsse, um den Namen eines Weisen zu verdienen; oder wie er sich einer Benennung nicht schäme, die ihm (seinen Begriffen nach) nicht besser anstand, als dem Alexander von Fera¹⁾, wenn man ihn den Leutseligen, oder der Fryne, wenn

1) Ein seiner brutalen Gemüthsart wegen übel berüchtigter kleiner Fürst in Thessalien, der um die Zeit dieser Geschichte lebte. S. Plutarch im Pelopidas.

man sie die Keusche hätte nennen wollen. Alle Auflösungen, die er sich selbst hierüber machen konnte, befriedigten ihn so wenig, daßs er sich vornahm, bey der ersten Gelegenheit diese Aufgabe—dem Hippias selbst vorzulegen.

III. KAPITEL.

Welches bey einigen den Verdacht erwecken wird, daßs diese Geschichte erdichtet sey.

DIE Verrichtungen des Agathon ließen ihm so viele Zeit übrig, daßs er in wenig Tagen in einem Hause, wo alles Freude athmete, sehr lange Weile hatte. Freylich lag die Schuld nur an ihm selbst, wenn es ihm an einem Zeitvertreibe mangelte, der die hauptsächlichste Beschäftigung der Leute von seinem Alter auszumachen pflegt. Die Nymfen dieses Hauses waren von einer so gefälligen Gemüthsart, von einer so anziehenden Figur, und von einem so günstigen Vorurtheil für den neuen Hausgenossen eingenommen, daßs es weder die Furcht abgewiesen zu werden, noch der Fehler ihrer Reizungen war, was

den schönen Kallias so zurück haltend oder unempfindlich machte, als er sich, zu ihrer nicht geringen Befremdung, finden liefs.

Einige, die aus seinem Betragen schlossen, dafs er noch ein Neuling seyn müsse, waren so gefällig, dafs sie ihm die Schwierigkeiten zu erleichtern suchten, die ihm seine Schüchternheit (ihren Gedanken nach) in den Weg legte, und ihm Gelegenheiten gaben, die den Zaghaftesten hätten unternehmend machen sollen. Allein—wir müssen es nur gestehen, was man auch von unserm Helden delfswegen denken mag—er gab sich eben so viel Mühe, diesen Gelegenheiten auszuweichen, als man sich geben konnte, sie ihm zu machen. Wenn diefs anzuzeigen scheint, dafs er entweder einiges Mißtrauen in sich selbst, oder ein allzu grofses Vertrauen in die Reizungen dieser schönen Verführerinnen gesetzt habe; so dienet vielleicht zu seiner Entschuldigung, dafs er noch nicht alt genug war, ein Xenokrates zu seyn, und dafs er, vermuthlich nicht ohne Ursache, ein Vorurtheil wider dasjenige gefafst hatte, was man im Umgange von jungen Personen beiderley Geschlechts unschuldige Freyheiten zu

nennen pflegt. Dem sey indessen wie ihm wolle, dieß ist gewiß, daß Agathon durch dieses seltsame Betragen einen Argwohn erweckte, der ihm bey allen Gelegenheiten beißende Spöttereyen von den übrigen Hausgenossen, und selbst von den Schönen zuzog, welche sich durch seine Sprödigkeit nicht wenig beleidigt fanden, und ihm auf eine feine Art zu verstehen gaben, daß sie ihn für geschickter hielten, die Tugend der Damen zu bewachen, als auf die Probe zu stellen.

Agathon fand nicht rathsam, sich in einen Wettstreit einzulassen, wo er besorgen mußte, daß die Begierde Recht zu haben, die sich in der Hitze des Streites auch der Klügsten zu bemeistern pflegt, ihn zu gefährlichen Erörterungen führen könnte. Er machte daher bey solchen Anlässen eine so alberne Figur, daß man von seinem Witz eine eben so verdächtige Meinung bekommen mußte, als man schon von seiner Person gefaßt hatte; und die allgemeine Verachtung, in die er deßwegen fiel, trug vielleicht nicht wenig dazu bey, ihm den Aufenthalt in einem Hause beschwerlich zu machen, wo ihm ohnehin alles, was er sah und hörte, ärgerlich

war. Er liebte zwar die Künste, über welche, nach dem Glauben der Griechen, die Musen die Aufsicht hatten; aber er war zu sehr gewöhnt, sich die Musen und die Grazien, ihre Gespielen, nie anders als im Gefolge der Weisheit zu denken, um von dem Mißbrauche, welchen Hippias von ihren Gaben machte, nicht beleidiget zu werden. Die Gemähldes, womit alle Sähle und Gänge des Hauses ausgezieret waren, stellten so schlüpfrige und unsittliche Gegenstände vor, daß er seinen Augen um so weniger erlauben konnte, sich darauf zu verweilen, je vollkommener die Natur darin nachgeahmt war, und je mehr sich der Genie bemüht hatte, der Natur selbst neue Reizungen zu leihen. Eben so weit war die Musik, die er alle Abende nach der Tafel hören konnte, von derjenigen unterschieden, welche, seiner Einbildung nach, allein der Musen würdig war. Er liebte eine Musik, welche die Leidenschaften besänftigte, und die Seele in ein angenehmes Staunen wiegte, oder mit einem feurigen Schwung von Begeisterung das Lob der Unsterblichen sang, und das Herz in heiliges Entzücken und in ein schauervolles Gefühl der gegenwärtigen

Gottheit setzte; oder drückte sie Zärtlichkeit und Freude aus, so sollte es die Zärtlichkeit der Unschuld und die rührende Freude der einfältigen Natur seyn.

Allein in diesem Hause hatte man einen ganz andern Geschmack. Was Agathon hörte, waren Sirenengesänge, die den üppigsten Liedern Anakreons, Sappho's und Korinnens einen Reiz gaben, welcher selbst aus unangenehmen Lippen verführerisch gewesen wäre; Gesänge, die durch den nachahmenden Ausdruck der schmeichelnden, seufzenden und schmachtenden, oder der triumphierenden und in Entzücken aufgelösten Leidenschaft die Begierde erregten, dasjenige zu erfahren, was in der Nachahmung schon so reizend war; Lydische Flöten, deren girrendes, verliebtes Flüstern die redenden Bewegungen der Tänzerinnen ergänzte, und ihrem Spiel eine Deutlichkeit gab, welche der Einbildungskraft nichts zu errathen übrig liefs; Symfonien, welche die Seele in ein bezaubertes Vergessen ihrer selbst versenkten, und, nachdem sie alle ihre edlern Kräfte entwaффnet hatten, die erregte und willige Sinnlichkeit der ganzen

Gewalt der von allen Seiten eindringenden Wollust auslieferten.

Agathon konnte bey diesen Scenen, wo so viele Künste, so viele Zaubermittel sich vereinigten, den Widerstand der Tugend zu ermüden, nicht so gleichgültig bleiben, als diejenigen zu seyn schienen, die derselben gewohnt waren; und die Unruhe, in die er dadurch gesetzt wurde, machte ihm (was auch die Stoiker sagen mögen) mehr Ehre, als dem Hippias und seinen Freunden ihre Gelassenheit. Er befand also für gut, allemal, wenn er seine Rolle als Homerist geendigt hatte, sich hinweg zu begeben, und irgend einen Winkel zu suchen, wo er in ungestörter Einsamkeit von den widrigen Eindrücken sich befreyen konnte, die das geschäftige und fröhliche Getümmel des Hauses, und der Anblick so vieler Gegenstände, die seinen moralischen Sinn beleidigten, den Tag über auf sein Gemüthe gemacht hatten.

IV. KAPITEL.

Schwärmerey unsers Helden.

DIE Wohnung des Hippias war auf der mittäglichen Seite von Gärten umgeben,

in deren weitläufigem Bezirke die Kunst und der Reichthum alle ihre Kräfte aufgewandt hatten, die einfältige Natur mit ihren eignen und mit fremden Schönheiten zu überladen. Gefilde voll Blumen, die, aus allen Welttheilen gesammelt, jeden Monat zum Frühling eines andern Klima machten; Lauben von allen Arten wohlriechender Stauden; Lustgänge von Citronenbäumen, Öhlbäumen und Cedern, in deren Länge der schärfste Blick sich verlor; Haine von allen Arten fruchtbarer Bäume, und Irrgänge von Myrten und Lorberhecken, mit Rosen von allen Farben durchwunden, wo tausend marmorne Nymphen, die sich zu regen und zu athmen schienen, kleine murmelnde Bäche zwischen die Blumen hingossen, oder mit muthwilligem Plätschern in spiegelhellen Brunnen spielten, oder unter überhängenden Schatten von ihren Spielen auszuruhen schienen: alles diess machte die Gärten des Hippas den bezauberten Gegenden ähnlich, diesen Spielen einer dichterischen und mahlerischen Fantasie, welche man erstaunt ist auſserhalb seiner Einbildung zu sehen.

Hier war es, wo Agathon seine ange-

nehmsten Stunden zubrachte; hier fand er die Heiterkeit der Seele wieder, die er dem angenehmsten Taumel der Sinne unendlich weit vorzog; hier konnt' er sich mit sich selbst besprechen; hier sah er sich von Gegenständen umgeben, die zu seiner Gemüthsbeschaffenheit stimmten: wiewohl die seltsame Denkart, wodurch er die Erwartung des Hippias so sehr betrog, auch hier nicht ermangelte, sein Vergnügen durch den Gedanken zu vermindern, daß alle diese Gegenstände weit schöner wären, wenn sich die Kunst nicht angemafset hätte, die Natur ihrer Freyheit und rührenden Einfältigkeit zu berauben.

Oft wenn er beym Mondschein, den er mehr als den Tag liebte, einsam im Schatten lag, erinnert' er sich der frohen Scenen seiner ersten Jugend; der unbeschreiblichen Eindrücke, die jeder schöne Gegenstand, jeder ihm neue Auftritt der Natur auf seine noch unverwöhnten Sinnen gemacht hatte; der süßen Stunden, die ihm in den Entzückungen einer ersten schuldlosen Liebe zu Augenblicken geworden waren. Diese Erinnerungen, mit der Stille der Nacht und dem Gemurmeln sanfter Bä-

che und sanft wehender Sommerlüfte , wiegten seine Sinnen in eine Art von leichtem Schlummer ein , worin die innerlichen Kräfte der Seele mit verdoppelter Stärke wirken . Dann bildeten sich ihm die reizenden Aussichten einer bessern Zukunft vor ; er sah alle seine Wünsche erfüllt , er fühlte sich etliche Augenblicke glücklich ; und erwachte er wieder , so beredete er sich , daß diese Hoffnungen ihn nicht so lebhaft rühren , nicht in eine so gelassene Zufriedenheit senken würden , wenn es nur nächtliche Spiele der Einbildung , und nicht vielmehr innerliche Ahnungen wären , Blicke , welche der Geist , in der Stille und Freyheit , die ihm die schlummernden Sinne lassen , in die Zukunft , und in eine weitere Sphäre thut , als diejenige ist , die von der Schwäche seiner körperlichen Sinne umschrieben wird .

In einer solchen Stunde war es , als Hippas , den die Anmuth einer schönen Sommernacht zum Spaziergang einlud , ihn unter diesen Beschauungen überraschte , denen er , in der Meinung allein zu seyn , sich zu überlassen pflegte . Hippas blieb eine Weile vor ihm stehen , ohne daß Agathon seiner gewahr ward ; endlich aber

redete er ihn an, und liefs sich in ein Gespräch mit ihm ein, welches ihn nur allzu sehr in dem Argwohne bestärkte, den er von dem Hang unsers Helden zu demjenigen, was die Welt Schwärmerey nennt, bereits gefafst hatte.

V. KAPITEL.

Ein Gespräch zwischen Hippias und seinem Sklaven.

Du scheinst in Gedanken vertieft, Kallias?

„Ich glaubte allein zu seyn.“

Ein anderer an deiner Stelle würde die Freyheit meines Hauses anders zu benutzen wissen. Doch vielleicht gefällst du mir um dieser Zurückhaltung willen nur desto besser. Aber mit was für Gedanken vertreibst du dir die Zeit, wenn man fragen darf?

„Die allgemeine Stille, der Mondschein, die rührende Schönheit der schlummernden Natur, die mit den Ausdünstungen der Blumen durchwürzte Nachtluft, tausend angenehme Empfindungen, deren liebliche Verwirrung meine Seele trunken machte, setz-

ten mich in eine Art von Entzückung, worin ein andrer Schauplatz von unbekannten Schönheiten sich vor mir aufthat. Es war nur ein Augenblick, aber ein Augenblick, den ich um eines von den Jahren des Königs von Persien nicht vertauschen wollte."

Hippias lächelte.

„Dieses brachte mich auf die Gedanken, wie glücklich der Zustand der Geister sey, die den groben thierischen Leib abgelegt haben, und im Anschauen des wesentlichen Schönen, des Unvergänglichen, Ewigen und Göttlichen, Jahrtausende durchleben, die ihnen nicht länger scheinen als mir dieser Augenblick; und in den Betrachtungen, denen ich hierüber nachhing, bin ich von dir überrascht worden."

Du schiefst doch nicht, Kallias? Du hast, wie ich sehe, mehr Talente, als ich dir zutraute: du kannst auch wachend träumen?

„Es gibt vielerley Arten von Träumen, und bey einigen Menschen scheint ihr ganzes Leben Traum zu seyn. Wenn meine Vorstellungen Träume sind, so sind sie wenigstens angenehmer als alles, was ich

in dieser Zeit wachend hätte erfahren können."

Du gedenkst also vielleicht selbst einer von diesen Geistern zu werden, die du so glücklich preisest?

„Ich hoff' es zu werden, und würde ohne diese Hoffnung mein Daseyn für kein Gut achten."

Besitzest du etwan ein Geheimniß, körperliche Wesen in geistige zu erhöhen? einen Zaubertrank von der Art derjenigen, womit die Medeen und Circen der Dichter so wunderbare Verwandlungen zuwege bringen?

„Ich verstehe dich nicht, Hippias."

So will ich deutlicher seyn. Wenn ich anders dich verstanden habe, so hältst du dich für einen Geist, der in einem thierischen Leib eingekerkert ist?

„Wofür sollt' ich mich sonst halten!"

Sind die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Fische, die Gewürme, auch Geister, die in einem thierischen Leib eingeschlossen sind?

„Vielleicht."

Und die Pflanzen?

„Vielleicht auch diese."

Du bauest also deine Hoffnung auf ein

Vielleicht? Wenn die Thiere vielleicht auch nicht Geister sind, so bist du vielleicht eben so wenig einer; denn dieß ist einmal gewiß, daß du ein Thier bist. Du entstehest wie die Thiere, wachsest wie sie, hast ihre Bedürfnisse, ihre Sinnen, ihre Leidenschaften, wirst erhalten wie sie, vermehrst dich wie sie, stirbst wie sie, und wirst, wie sie, wieder zu einem Bißchen Wasser und Erde, wie du vorher gewesen warst. Wenn du einen Vorzug vor ihnen hast, so ist es eine schönere Gestalt, ein Paar Hände, mit denen du mehr ausrichten kannst als ein Thier mit seinen Pfoten, eine Bildung gewisser Gliedmaßen die dich der Rede fähig macht, und ein lebhafterer Witz, der von einer schwächern und reizbarern Beschaffenheit deiner Fibern herkommt, und dennoch alle Künste, womit wir uns so groß zu machen pflegen, den Thieren abgelernt hat.

„Wir haben also sehr verschiedene Begriffe von der menschlichen Natur, du und ich.“

Vermuthlich, weil ich sie für nichts anders halte, als wofür meine Sinnen und eine Beobachtung ohne Vorurtheile sie mir geben. Doch ich will freygebig seyn;

ich will dir zugeben, dasjenige was in dir denkt sey ein Geist, und wesentlich von deinem Körper unterschieden. Worauf gründest du aber die Hoffnung, daß dieser Geist noch denken werde, wenn dein Leib zerstört seyn wird? Ich will nicht sagen, daß er zu nichts werde. Aber wenn dein Leib durch den Tod die Form verliert, die ihn zu deinem Leibe machte; woher hoffest du, daß dein Geist die Form nicht verlieren werde, die ihn zu deinem Geiste macht?

„Weil ich mir unmöglich vorstellen kann, daß der oberste Geist, dessen Geschöpfe oder Ausflüsse die übrigen Geister sind, ein Wesen zerstören werde, das er fähig gemacht hat, so glücklich zu seyn, als ich es schon gewesen bin.“

Ein neues Vielleicht? Woher kennst du diesen obersten Geist ¹⁾?

1) Der Verfasser wollte, zur Warnung derjenigen, welche über viele Gegenstände wie Hippias denken, ohne die Folgen seiner Grundsätze zu übersehen, zeigen, daß sie gerades Weges zum Atheismus führen. Hippias läugnet zwar das Daseyn eines höchsten Wesens nicht; aber er behauptet, daß man es nicht beweisen könne, und daß der Begriff des-

„Woher kennst du den Meister, der diesen Amor gemacht hat?“

selben kein Verhältniß gegen unsre übrigen Begriffe habe, folglich gar nicht in die Reihe unsrer Begriffe gehöre. Diese Art von Skepticismus ist wahre Atheisterey, und raubt dem Menschen, wie Agathon ganz richtig bemerkt, das kräftigste Mittel, alle die Hindernisse, welche sich der Tugend entgegen setzen, zu überwinden. Agathon hält sich bey diesem Beweise gegen die Grundsätze des Hippias am meisten auf, weil er der einleuchtendste ist. Wir wollen damit den so genannten metafysischen Beweisen nicht allen Werth abgesprochen haben; aber selbst diejenigen, die ihnen eine Evidenz, wobey die Vernunft sich beruhigen könne, zuschreiben, können nicht in Abrede seyn, daß der moralische Beweis, welchen Agathon gegen den Sofisten geltend macht, das Herz überzeugt; und dieß war, nach Agathons damaliger Gemüthsstimmung, die vollkommenste Art von Überzeugung. Daß übrigens dem Hippias nicht zu viel geschehen sey, indem man ihn als einen skeptischen Atheisten vorgestellt hat, ist desto wahrscheinlicher, da wir von einem seiner Professionsverwandten, dem Protagoras, zuverlässig wissen, daß er aus Athen verbannt worden, weil er öffentlich gelehrt hatte: „Er sehe keine Gründe, das Daseyn der Götter weder zu bejahen, noch zu verneinen.“ *Cicero de Nat. Deor. I. 28.*

Weil ich ihm zusah als er ihn machte; denn vielleicht könnte eine Bildsäule auch entstehen, ohne daß sie von einem Künstler gemacht würde.

„Wie so?“

Eine ungefähre Bewegung ihrer kleinsten Elemente könnte diese Form endlich hervorbringen.

„Eine regellose Bewegung ein regelmäßiges Werk?“

Warum das nicht? Du kannst im Würfelspiel von ungefähr alle Drey werfen. So gut als dieses möglich ist, könntest du auch unter etlichen Billionen von Würfeln einen werfen, wodurch eine gewisse Anzahl Sandkörner in eine zirkelrunde Figur fallen würden. Die Anwendung ist leicht zu machen.

„Ich verstehe dich. Aber es bleibt allemal unendlich unwahrscheinlich, daß die ungefähre Bewegung der Elemente nur eine Muschel, deren so unzählig viele an jenem Ufer liegen, hervorbringen könne; und die Ewigkeit selbst scheint nicht lang genug zu seyn, nur diese Erdkugel, diesen kleinen Atomen des ganzen Weltgebäudes, auf solche Weise entstehen zu machen.“

Es ist genug, daß unter unendlich vielen ungefähren Bewegungen, die nichts Regelmäßiges und Dauerhaftes hervorbringen, Eine möglich ist, die eine Welt hervorbringen kann. Dieß setzt der Wahrscheinlichkeit deiner Meinung ein Vielleicht entgegen, wodurch sie auf einmal entkräftet wird.

„So viel als das Gewicht einer unendlichen Last, durch die Hinwegnahme eines einzigen Sandkorns.“

Du hast vergessen, daß eine unendliche Zeit in die andere Wagschale gelegt werden muß. Doch ich will diesen Einwurf fahren lassen, ob er gleich weiter getrieben werden kann; was gewinnt deine Meinung dadurch? Vielleicht ist die Welt immer in der allgemeinen Verfassung gewesen, worin sie ist?—Vielleicht ist sie selbst das einzige Wesen, das durch sich selbst bestehet?—Vielleicht ist der Geist, von dem du sagtest, durch die wesentliche Beschaffenheit seiner Natur gezwungen, diesen allgemeinen Weltkörper nach den Gesetzen einer unveränderlichen Nothwendigkeit zu beleben? Und gesetzt, die Welt sey, wie du meinst, das Werk eines verständigen

und freyen Entschlusses: vielleicht hat sie viele Urheber? Mit Einem Worte, Kallias, du hast viele mögliche Fälle zu vernichten, eh du nur das Daseyn deines obersten Geistes aufser Zweifel gesetzt hast.

„Ein mässiger Gebrauch des allgemeinen Menschenverstandes könnte dich überführen, Hippias, dafs alle die Fälle, von denen du sprichst, keine möglichen Fälle sind. Kein Mensch in der Welt ist jemals albern genug gewesen zu glauben, dafs eine ungefähre Bewegung der Buchstaben des Alphabets nur eine Illusion hervorbringen könnte. Und was ist eine ungefähre Bewegung? Was ist ein untheilbares, ewiges, nothwendiges, durch sich selbst bestehendes Stäubchen? Oder eine durch sich selbst bestehende Welt? Oder eine Welt, welche viele Urheber hat? Entwickle die Begriffe, die du mit diesen Wörtern zu verbinden glaubst, und du wirst finden, dafs sie einander vernichten, dafs du wirklich nichts dabey denkst, noch denken kannst. Die Rede ist hier nicht davon, sich selbst muthwillig, durch willkürliche Abstraktionen zu betrügen, sondern die Wahrheit zu suchen; und wenn

es dein Ernst wäre, die Wahrheit zu suchen, wie wär' es möglich, sie zu verfehlen: sie, die sich dem allgemeinen Gefühl der Menschheit aufdringt? Was ist dieses grofse Ganze, welches wir die Welt nennen, anders als ein Inbegriff von Wirkungen? Wo ist die Ursache davon? Oder kannst du Wirkungen ohne Ursache, oder zusammen hängende, regelmässige, sich aus einander entwickelnde, und in Einen Zweck zusammen stimmende Wirkungen ohne eine verständige Ursache denken? O Hippias, glaube mir, nicht dein Kopf (es müfste nur ein sehr zerrütteter Kopf seyn), dein Herz ist ein Gottesläugner. Deine Zweifel sind die unredlichen Ausflüchte eines Menschen, der nur darum der Wahrheit zu entweichen sucht, weil er sich fürchtet von ihr beleuchtet zu werden. Ein gerades Herz, eine unverfälschte Seele hat nicht vonnöthen, die erste, die augenscheinlichste und liebenswürdigste aller Wahrheiten durch alle diese Irrgänge metafysischer Begriffe zu verfolgen. Ich brauche nur die Augen zu öffnen, nur mich selbst zu empfinden, um in der ganzen Natur, um in dem Innersten meines eigenen Wesens den Urhe-

ber derselben, diesen höchsten wohlthätigsten Geist, zu erblicken. Ich erkenne sein Daseyn nicht bloß durch Vernunftschlüsse; ich fühle es, wie ich fühle daß eine Sonne ist, wie ich fühle daß ich selbst bin."

Ein Träumender, ein Kranker, ein Wahnwitziger sieht; und doch ist das nicht was er sieht.

„Weil er in diesem Zustande nicht recht sehen kann."

Wie kannst du beweisen, daß du nicht gerade' in diesem Punkte krank bist? Frage die Ärzte: man kann in einem einzigen Stücke wahnwitzig, und in allen übrigen klug seyn; so wie eine Laute bis auf eine einzige falsche Saite rein gestimmt seyn kann. Der rasende Ajax sieht zwey Sonnen, ein doppeltes Thebe. Was für ein untrügliches Kennzeichen hast du, das Wahre von dem was nur scheint, das was du wirklich empfindest von dem was du dir nur einbildest, das was du richtig empfindest von dem was eine verstimmte Nerve dich empfinden macht, zu unterscheiden? Und wie, wenn alle Empfindung betröge, und nichts von allem was ist so wäre, wie du es empfindest?

„Darum bekümmere ich mich wenig. Gesetzt, was ich ohnehin sehr wahrscheinlich finde, die Sonne sey nicht so, wie ich sie sehe und fühle; für mich ist sie darum nicht minder so, wie ich sie sehe und fühle, und das ist für mich genug. Ihr Einfluß in das System aller meiner übrigen Empfindungen ist darum nicht weniger wirklich, wenn sie gleich nicht so ist, wie sie sich meinen Sinnen darstellt, ja wenn sie gar nicht ist.“

Die Anwendung hiervon, wenn dir's beliebt?

„Die Empfindung, die ich von dem höchsten Geiste habe, hat in das innerliche System des meinigen den nehmlichen Einfluß, den die Empfindung, die ich von der Sonne habe, auf mein körperliches System hat.“

Wie so?

„Wenn sich mein Leib übel befindet, so vermehrt die Abwesenheit der Sonne das Unbehagliche dieses Zustandes. Der wiederkehrende Sonnenschein belebt, ermuntert, erquickt meinen Körper wieder, und ich befinde mich wohl oder doch erleichtert. Eben diese Wirkung thut die Empfindung des allbeseelenden Geistes auf

meine Seele. Sie erheitert, sie beruhiget, sie ermuntert mich; sie zerstreut meinen Unmuth, sie belebt meine Hoffnung; sie macht, daß ich in einem Zustande nicht unglücklich bin, der mir ohne sie unerträglich wäre."

Ich bin also glücklicher als du, weil ich alles dieses nicht vonnöthen habe. Erfahrung und Nachdenken haben mich von Vorurtheilen frey gemacht; ich genieße alles was ich wünsche, und wünsche nichts dessen Genuß nicht in meiner Gewalt ist. Ich weiß also wenig von Unmuth und Sorgen. Ich hoffe wenig, weil ich mit dem Genusse des Gegenwärtigen zufrieden bin. Ich genieße mit Mäßigung, damit ich desto länger genießen könne; und wenn ich einen Schmerz fühle, so leide ich mit Geduld, weil dieß das beste Mittel ist, seine Dauer abzukürzen.

„Und worauf gründest du deine Tugend? Womit nährest und belebest du sie? Womit überwindest du die Hindernisse, die sie aufhalten; die Versuchungen, die von ihr ablocken; das Ansteckende der Beyspiele, die Unordnung der Begierden, und die Trägheit, welche die Seele so oft erfährt, wenn sie sich erheben will?"

O Jüngling, lange genug hab' ich deinen Ausschweifungen zugehört. In was für ein Gewebe von Hirngespinsten hat dich die Lebhaftigkeit deiner Einbildungskraft verwickelt! Deine Seele schwebt in einer immer währenden Bezauberung, in einer steten Abwechselung von quälenden und entzückenden Träumen; und die wahre Beschaffenheit der Dinge bleibt dir so verborgen, als die sichtbare Gestalt der Welt einem Blindgeborenen. Ich bedaure dich, Kallias. Deine Gestalt, deine Gaben berechtigen dich, nach allem zu trachten, was das menschliche Leben Glückliches hat; deine Denkungsart allein wird dich unglücklich machen. Angewöhnt lauter idealische Wesen um dich her zu sehen, wirst du niemals die Kunst, von den Menschen Vortheil zu ziehen, lernen. Du wirst in einer Welt, die dich so wenig kennen wird als du sie, wie ein Einwohner des Mondes herum irren, und nirgends am rechten Platze seyn, als in einer Einöde oder im Fasse des Diogenes. Was soll man mit einem Menschen anfangen, der Geister sieht? der von der Tugend fodert, daß sie mit aller Welt und mit sich selbst in beständigem Kriege leben

soll? Mit einem Menschen, der sich in den Mondschein setzt und Betrachtungen über das Glück der entkörpererten Geister anstellt? Glaube mir, Kallias, (ich kenne die Welt und sehe keine Geister) deine Philosophie mag vielleicht gut genug seyn, eine Gesellschaft müßiger Köpfe statt eines andern Spieles zu belustigen; aber es ist Thorheit sie ausüben zu wollen.— Doch, du bist jung; die Einsamkeit deiner ersten Jugend und die morgenländischen Schwärmereyen, die uns von etlichen Griechischen Müßiggängern aus Ägypten und Kaldäa zurück gebracht worden sind, haben deiner Fantasie einen romanhaften Schwung gegeben; die übermäßige Empfindlichkeit deiner Organisation hat den angenehmen Betrug befördert. Leuten von dieser Art ist nichts schön genug was sie fühlen; die Fantasie muß ihnen andre Welten schaffen, die Unersättlichkeit ihres Herzens zu befriedigen. Allein diesem Übel kann noch abgeholfen werden. Selbst in den Ausschweifungen deiner Einbildungskraft entdeckt sich eine natürliche Richtigkeit des Verstandes, der nichts fehlt als — auf andre Gegenstände angewandt zu werden. Ein wenig Gelehrigkeit

ist alles was du nöthig hast, um von dieser seltsamen Art von Wahnwitz geheilt zu werden, die du für Weisheit hältst. Überlaß es mir, dich aus den unsichtbaren Welten in die wirkliche herab zu führen. Sie wird dich Anfangs befremden, aber nur weil sie dir neu ist; und wenn du ihrer einmal gewohnt bist, wirst du die ätherischen so wenig vermissen, als ein erwachsener Mensch die Spiele seiner Kindheit. Diese Schwärmereyen sind Kinder der Einsamkeit und der Muße. Wer nach angenehmen Empfindungen dürstet, und der Mittel beraubt ist, sich wirkliche zu verschaffen, ist genöthiget sich mit Einbildungen zu speisen, und aus Mangel einer bessern Gesellschaft mit den Sylfen umzugehen. Die Erfahrung wird dich hiervon am besten überzeugen können. Ich will dir die Geheimnisse einer Weisheit entdecken, die zum Genuß alles dessen führt, was die Natur, die Kunst, die Gesellschaft, und selbst die Einbildung (denn der Mensch ist doch nicht gemacht immer weise zu seyn) Gutes und Angenehmes zu geben haben; und ich müßte mich ganz mit dir betrügen, wenn die Stimme der Vernunft, die du noch niemals gehört zu

haben scheinst, dich nicht von einem Irrwege zurück rufen könnte, wo du am Ende deiner Reise in das Land der Hoffnungen dich um nichts reicher befinden würdest, als um die Erfahrung dich betrogen zu haben. Jetzt ist es Zeit schlafen zu gehen; aber der nächste ruhige Morgen, den ich habe, soll dein seyn. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie zufrieden ich mit der Art bin, wie du bisher dein Amt versehen hast; und ich wünsche nichts, als daß eine bessere Übereinstimmung unsrer Denkungsart mich in den Stand setze, dir Beweise von meiner Freundschaft zu geben.

Mit diesen Worten begab sich Hippias hinweg, und ließ unsern Agathon in einer Verfassung, die der Leser aus dem folgenden Kapitel ersehen wird.

VI. KAPITEL.

Worin Agathon für einen Schwärmer ziemlich gute Schlüsse macht.

WIR zweifeln nicht, verschiedene Leser dieser Geschichte werden vermuthen, Agathon müsse über diese nachdrucksvolle

Apostrofe des weisen Hippias nicht wenig betroffen, oder doch in einige Unruhe gesetzt worden seyn. Das Alter des Sophisten, der Ruf der Weisheit worin er stand, der zuversichtliche Ton womit er sprach, der Schein von Wahrheit der über seine Rede ausgebreitet war, und, was nicht das wenigste scheint, das Ansehen welches ihm seine Reichthümer gaben; alle diese Umstände hätten nicht fehlen sollen, einen Menschen aus der Fassung zu setzen, der ihm so viele Vorzüge eingestehen mußte, und überdiß noch sein Sklave war. Gleichwohl hatte Agathon diese ganze nachdrucksvolle Rede mit einem Lächeln angehört, welches fähig gewesen wäre, alle Sophisten der Welt irre zu machen, wenn die Dunkelheit und das Vorurtheil des Redners für sich selbst es hätten bemerken lassen; und kaum befand er sich allein, so war die erste Wirkung derselben, daß dieses Lächeln sich in ein Lachen verwandelte, welches er zum Nachtheil seines Zwerchfells länger zurück zu halten unnöthig hielt, und welches immer wieder anfing, so oft er sich die Miene, den Ton und die Geberden vorstellte, womit der weise Hippias die

kräftigsten Stellen seiner Rede von sich gegeben hatte. Es ist wahr, sagte er zu sich selbst, ein Mensch, der so lebt wie Hippias, muß so denken; und wer so denkt wie Hippias, würde unglücklich seyn, wenn er nicht so leben könnte. Aber gleichwohl muß ich lachen, wenn ich an den Ton der Unfehlbarkeit denke, womit er sprach. Dieser Ton ist mir nicht so neu, als der weise Hippias glauben mag. Ich habe Gerber und Grobschmiede zu Athen gekannt, die sich nicht zu wenig dächten, mit dem ganzen Volke in diesem Tone zu sprechen. Er glaubt mir etwas Neues gesagt zu haben, wenn er meine Denkungsart Schwärmerey nennt, und mir mit der Gewisheit eines Profeten die Schicksale ankündigt, die sie mir zuziehen wird. Wie sehr betrügt er sich, wenn er mich dadurch erschreckt zu haben glaubt! O Hippias, was ist das was du Glückseligkeit nennest? Niemals wirst du fähig seyn zu wissen was Glückseligkeit ist. Was du so nennst, ist Glückseligkeit, wie das Liebe ist, was dir deine Tänzerinnen einflößen. Du nennst die meine Schwärmerey? Laß mich immer ein Schwärmer seyn, und sey du ein Wei-

ser! Die Natur hat dir diese Empfindlichkeit, diese innerlichen Sinnen versagt, die den Unterschied zwischen uns beiden machen; du bist einem Tauben ähnlich, der die fröhlichen Bewegungen, welche die begeisternde Flöte eines Damon in alle Glieder seiner Hörer bringt, dem Wein oder der Unsinnigkeit zuschreibt; er würde tanzen wie sie, wenn er hören könnte. Die Weltleute sind in der That nicht zu verdenken, wenn sie uns andre für ein wenig mondsüchtig halten. Wer will ihnen zumuthen zu glauben, es mangle ihnen etwas, das zu einem vollständigen Menschen gehört? Ich kannte zu Athen ein junges Frauenzimmer, welches die Natur wegen der Häßlichkeit ihrer übrigen Figur durch den feinsten Fuß getröstet hatte. Ich möchte doch wissen, sagte sie zu einer Freundin, was diese jungen Gecken an der einbildischen Timandra sehen, daß sie sonst für niemand Augen haben, als für sie? Es ist wahr, ihre Gesichtsfarbe geht noch mit, ihre Züge sind so so, ihre Augen wenigstens aufmunternd genug; aber was sie für Füße hat! Wie kann man einen Anspruch an Schönheit machen, ohne einen feinen Fuß zu haben? Du hast Recht,

versetzte die Freundin, die der Natur nichts schöneres zu danken hatte, als ein Paar ungemein kleine Ohren: um schön zu seyn, muß man einen Fuß haben wie du; aber was sagst du zu ihren Ohren, Hermia? So wahr mir Diana gnädig sey, sie würden einem Faun Ehre machen. — So sind die Menschen, und es wäre unbillig ihnen übel zu nehmen, daß sie so sind. Die Nachtigall singt, der Rabe krächzt, und er müßte kein Rabe seyn, wenn er nicht dächte, daß er gut krächze; ja, er hat noch Recht, wenn er denkt, die Nachtigall krächze nicht gut. Es ist wahr, dann geht er zu weit, wenn er über die Nachtigall spottet, daß sie nicht so gut krächze wie er: aber sie würde eben so Unrecht haben, wenn sie über ihn lachte, daß er nicht singe wie sie; singt er nicht, so krächzt er doch gut, und das ist für ihn genug. — Aber Hippias ist besorgt für mich, er bedauert mich, er will mich so glücklich haben, wie er ist. Dieß ist großmüthig! Er hat ausfindiggemacht, daß ich das Schöne liebe, daß ich gegen den Reiz des Vergnügens nicht unempfindlich bin. Die Entdeckung war leicht zu machen; aber in den Schlüssen, die er dar-

aus zieht, könnt' er sich betrogen haben. Der kluge Ulysses zog sein steiniges kleines Ithaca, wo er frey war, und seine alte Frau, mit welcher er vor zwanzig Jahren jung gewesen war, der bezauberten Insel der schönen Kalypso vor, wo er unsterblich und ein Sklave gewesen wäre; und der Schwärmer Agathon würde, mit allem seinem Geschmack für das Schöne und mit aller seiner Empfindlichkeit für die Ergetzungen, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, lieber in das Fafs des Diogenes kriechen, als den Palast, die Gärten, das Serail und die Reichthümer des weisen Hippias besitzen, und Hippias seyn.

Immer Selbstgespräche! hören wir den Leser sagen. Wenigstens ist dieß eines, und wer kann dafür? Agathon hatte sonst niemand mit dem er hätte reden können als sich selbst; denn mit den Bäumen und Nymfen reden nur die Verliebten. Wir müssen uns schon entschließen, ihm diese Unart zu gut zu halten, und wir sollten es desto eher thun können, da ein so feiner Weltmann, als Horaz unstreitig war, sich nicht geschämt hat zu gestehen, daß er öfters mit sich selbst zu reden pflege.

VII. KAPITEL.

Vorbereitungen zum Folgenden.

AGATHON hatte noch nicht lange genug unter den Menschen gelebt, um die Welt so gut zu kennen, wie ein Theofrast sie kannte, da er sie verlassen mußte ¹⁾. Allein was ihm an Erfahrung abging, ersetzte seine natürliche Gabe in den Seelen zu

1) Theofrast (der vorzüglichste unter den Schülern des großen Aristoteles, und den Lesern des Agathon vermuthlich aus seinen Charakteren bekannt) soll, da er in einem Alter von fünf und achtzig (oder, wie der Heil. Hieronymus sagt, von hundert und sieben) Jahren sein Ende heran kommen sah, sich bitterlich über die Natur beklagt haben, daß sie dem Menschen nur eine so kurze Lebenszeit zugestehe. „Ich habe nun, sprach er, gerade so lange gelebt, um mich in der Welt umsehen und lernen zu können, wozu das Leben gut ist; und nun, da ich Gebrauch davon machen möchte, muß ich abtreten.“ Es ist der nehmliche Gedanke, welchen Pope mit der ihm eigenen Kunst in die berühmte Zeile zusammen gezogen hat:

*Since Life can little more supply,
Than just to look about us and to die.*

lesen, die durch die Aufmerksamkeit geschärft worden war, womit er die Menschen und die Auftritte des Lebens, welche er zu sehen Gelegenheit gehabt, beobachtet hatte. Daher kam es, daß seine letzte Unterredung mit dem Hippias, anstatt ihn etwas Neues zu lehren, nur den Verdacht rechtfertigte, den er schon einige Zeit gegen den Karakter und die Denkungsart dieses Sofisten gefaßt hatte. Er konnte also leicht errathen, von was für einer Art die geheime Philosophie seyn würde, von welcher man ihm so große Vortheile versprochen hatte. Demungeachtet verlangte ihn nach dieser Zusammenkunft: theils weil er neugierig war, die Denkungsart eines Hippias in ein System gebracht zu sehen; theils weil er sich von der Beredsamkeit desselben diejenige Art von Ergetzung versprach, die uns ein geschickter Gaukler macht, der uns sehen läßt, was wir nicht sehen, ohne es darum bey einem klugen Menschen so weit zu bringen, daß er nur einen Augenblick zweifeln sollte, ob er betrogen werde oder nicht.

Mit einer Gemüthsverfassung, die so wenig von der Gelehrigkeit hatte, welche

Hippias foderte, fand sich Agathon ein, als er nach Verfluß einiger Tage an einem Morgen in das Zimmer des Sofisten gerufen wurde, welcher, auf einem Ruhebette liegend, seiner wartete, und ihm befahl, sich neben ihm niederzusetzen und das Frühstück mit ihm zu nehmen.

Diese Höflichkeit war nach der Absicht des weisen Hippias eine Vorbereitung, und er hatte, um die Wirkung derselben zu befördern, das schönste Mädchen in seinem Hause ausersehen, sie dabey zu bedienen. In der That die Gestalt dieser Nymfe, und die gute Art womit sie ihr Amt versah, machten ihre Aufwartung für einen Weisen von Agathons Alter ein wenig beunruhigend. Das schlimmste war, daß die kleine Zauberin, um sich wegen der Gleichgültigkeit, womit er ihre zukommende Güte bisher vernachlässiget hatte, zu rächen, keinen von den Kunstgriffen verabsäumte, wodurch sie ihm den Werth des verscherzten Glückes empfindlicher zu machen glaubte. Sie hatte die Bosheit gehabt, sich in einem so niedlichen, so sittsamen, und doch so verführerischen Morgenanzug darzustellen, daß Agathon sich nicht verhindern konnte zu

denken, die Grazien selbst könnten, wenn sie gekleidet erscheinen wollten, keinen Anzug erfinden, der auf eine wohlanständigere Art das Mittel zwischen Kleidung und Nacktheit hielte. Die Wahrheit zu sagen, das rosenfarbene Gewand, welches sie umfloß, war eher demjenigen ähnlich, was Petron einen gewebten Wind oder einen leinenen Nebel nennt, als einem Zeuge, der den Augen viel entziehen soll. Die kleinste Bewegung entdeckte Reizungen, welche desto gefährlicher waren, da sie sich sogleich wieder in verrätherische Schatten verbargen, und mehr der Einbildungskraft als den Augen nachzustellen schienen.

Demungeachtet würde unser Held sich vielleicht ganz wohl aus der Sache gezogen haben, wenn er nicht beym ersten Anblicke die Absichten des Hippias und der schönen Cyane (so hieß die junge Schöne) errathen hätte. Diese Entdeckung setzte ihn in eine Art von Verlegenheit, die desto merklicher ward, je größere Gewalt er sich anthat sie zu verbergen. Er erröthete zu seinem größten Verdrusse bis an die Ohren, machte allerley gezwungene Geberden, und sah alle Gemähldes im Zim-

mer nach einander an, um seine Verwirrung unmerklich zu machen. Aber alle seine Mühe war umsonst; die Geschäftigkeit der schalkhaften Cyane fand immer neuen Vorwand seinen zerstreuten Blick auf sich zu ziehen.

Doch der Triumph, dessen sie in diesen Augenblicken genoß, währte nicht lange. So empfindlich Agathons Augen waren, so waren sie es doch nicht mehr als sein moralischer Sinn; und ein Gegenstand, der diesen beleidigte, konnte keinen so angenehmen Eindruck auf jene machen, daß er nicht von der unangenehmen Empfindung des andern wäre überwogen worden. Die Ansprüche der schönen Cyane, das Gekünstelte, das Schlaue, das Schlüpfrige, das ihm an ihrer ganzen Person anstößig war, löschte das Reizende so sehr aus, und erkältete seine Sinnen so sehr, daß ein einziger Grad mehr, gleich dem Anblick der Medusa, fähig gewesen wäre, ihn in einen Stein zu verwandeln. Die Freyheit und Gleichgültigkeit, die ihm dieses gab, blieb Cyanen nicht verborgen. Er sorgte dafür, sie durch gewisse Blicke, und ein gewisses Lächeln, dessen Bedeutung ihr ganz deut-

lich war, zu überzeugen, daß sie zu früh triumphiert habe. Dieses Betragen war für ihre Reizungen allzu beleidigend, als daß sie es für ungezwungen hätte halten sollen. Der Widerstand, den sie fand, forderte sie zu einem Wettstreit heraus, worin sie alle ihre Künste anwandte, den Sieg zu erhalten. Allein die Stärke ihres Gegners ermüdete endlich ihre Hoffnung, und sie behielt kaum noch so viel Gewalt über sich selbst, den Verdruss zu verbergen, den sie über diese Demüthigung ihrer Eitelkeit empfand.

Hippias, der sich eine Zeit lang stillschweigend an diesem Spiele belustigte, urtheilte bey sich selbst, daß es nicht leicht seyn werde, „den Verstand eines Menschen zu fangen, dessen Herz, selbst auf der schwächsten Seite, so wohl befestiget schien.“ Allein diese Anmerkung bekräftigte ihn nur in seinen Gedanken von der Methode, die er bey seinem neuen Schüler gebrauchen müsse; und da er selbst von seinem System besser überzeugt war, als irgend ein Bonze von der Kraft der Amulette, die er seinen dankbaren Gläubigen austheilt, so zweifelte er nicht, Agathon würde durch einen freymüthigen Vortrag

besser zu gewinnen seyn, als durch die rednerischen Kunstgriffe, deren er sich bey schwächern Seelen mit gutem Erfolge zu bedienen pflegte. So bald also das Frühstück genommen, und die beschämte Cyane abgetreten war, fing er, nach einem kleinen Vorbereitungsgespräche, den merkwürdigen Diskurs an, durch dessen vollständige Mittheilung wir desto mehr Dank zu verdienen hoffen, da wir von Kennern versichert worden sind, daß der geheime Verstand desselben den buchstäblichen an Wichtigkeit noch weit übertreffe, und der wahre und unfehlbare Prozeß, den Stein der Weisen zu finden, darin verborgen liege.

A G A T H O N.

DRITTES BUCH.

Darstellung der Philosophie des Hippias.

I. KAPITEL.

Prolog eines interessanten Diskurses.

WENN wir auf das Thun und Lassen der Menschen Acht geben, mein lieber Kallias, so scheint zwar, daß alle ihre Sorgen und Bemühungen kein andres Ziel haben, als sich glücklich zu machen, allein die Seltenheit derjenigen, die es wirklich sind, oder es doch zu seyn glauben, beweiset zugleich, daß die meisten nicht wissen, durch was für Mittel sie sich glücklich machen sollen, wenn sie es nicht sind, das ist, wie sie sich ihres guten Glückes bedienen sollen, um in denjenigen Zustand zu kommen, den man Glückseligkeit nennt. Es

gibt eben so viele, die im Schoofse des Ansehens, des Glücks und der Wollust, als solche, die in einem Zustande von Mangel, Dienstbarkeit und Unterdrückung elend sind. Einige haben sich aus diesem letztern Zustand empor gearbeitet, in der Meinung, daß sie nur darum unglücklich wären, weil es ihnen am Besitze der Güter des Glücks fehle. Allein die Erfahrung hat sie gelehrt, daß, wenn es eine Kunst gibt, die Mittel zur Glückseligkeit zu erwerben, es vielleicht eine noch schwerere, zum wenigsten eine seltnere Kunst sey, diese Mittel recht zu gebrauchen. Es ist daher allezeit die Beschäftigung der Verständigsten unter den Menschen gewesen, durch Verbindung dieser beiden Künste diejenige heraus zu bringen, die man die Kunst glücklich zu leben nennen kann, und in deren Ausübung, nach meinem Begriffe, die Weisheit besteht, die so selten ein Antheil der Sterblichen ist. Ich nenne sie eine Kunst, weil sie von der fertigen Anwendung gewisser Regeln abhängt, die nur durch die Übung erlangt werden kann; allein sie setzt, wie alle Künste, einen gewissen Grad von Fähigkeit voraus, den

nur die Natur gibt, und den sie nicht allen zu geben pflegt.

Einige Menschen scheinen kaum einer größern Glückseligkeit fähig zu seyn, als die Austern; und wenn sie ja eine Seele haben, so ist es nur so viel als vonnöthen ist, um ihren Leib eine Zeit lang vor der Fäulniß zu bewahren. Ein größerer, und vielleicht der größte Theil der Menschen befindet sich nicht in diesem Falle; aber weil es ihnen an genugsamer Stärke des Gemüths und an einer gewissen Feinheit der Empfindung mangelt, so ist ihr Leben, gleich dem Leben der übrigen Thiere des Erdbodens, zwischen Vergnügen, die sie weder zu wählen noch zu genießen, und Schmerzen, denen sie weder zu widerstehen noch zu entfliehen wissen, getheilt. Wahn und Leidenschaften sind die Triebfedern dieser menschlichen Maschinen: beide setzen sie einer unendlichen Menge von Übeln aus, die es nur in einer betrognen Einbildung, aber eben darum, wo nicht schmerzlicher, doch anhaltender und unheilbarer sind, als diejenigen, die uns die Natur auferlegt. Diese Art von Menschen ist keines gesetzten und anhaltenden Ver-

gnügens, keines Zustandes von Glückseligkeit fähig; ihre Freuden sind Augenblicke, und ihr übriges Leben ist entweder wirkliches Leiden, oder ein unaufhörliches Gefühl verworrener Wünsche, eine immer währende Ebbe und Flut von Furcht und Hoffnung, von Fantasien und Gelüsten; kurz, eine unruhige Bewegung, die weder ein gewisses Mafs noch ein festes Ziel hat, und also weder ein Mittel zur Erwerbung dessen, was gut ist, seyn kann, noch dasjenige geniefsen läfst, was man wirklich besitzt. Es scheint also unmöglich zu seyn, ohne eine gewisse Feinheit und Zartheit des Gefühls, die uns in einem weitem Umkreise, mit schärfern Sinnen und auf eine angenehmere Art geniefsen läfst, und ohne die Stärke der Seele, die uns fähig macht das Joch der Einbildung und des Wahns abzuschütteln und die Leidenschaften in unsrer Gewalt zu haben, zu demjenigen ruhigen Zustande von Genufs und Zufriedenheit zu kommen, der die Glückseligkeit ausmacht. Nur derjenige ist in der That glücklich, der sich von den Übeln, die nur in der Einbildung bestehen, gänzlich frey zu machen; diejenigen aber, denen die Natur

den Menschen unterworfen hat, entweder zu vermeiden oder doch zu vermindern gelernt hat, und das Gefühl derselben einzuschläfern; hingegen sich in den Besitz alles des Guten, dessen uns die Natur fähig gemacht, zu setzen, und was er besitzt, auf die angenehmste Weise zu genießen weiß; und dieser Glückselige allein ist der Weise.

Wenn ich dich anders recht kenne, Kallias, so hat dich die Natur mit den Fähigkeiten es zu seyn so reichlich begabt, als mit den Vorzügen, deren kluger Gebrauch uns die Gunstbezeugungen des Glücks zu verschaffen pflegt. Demungeachtet bist du weder glücklich, noch wirst du es jemals werden, so lange du nicht von beiden einen andern Gebrauch zu machen lernest, als du bisher gethan hast. Du wendest die Stärke deiner Seele an, dein Herz gegen das wahre Vergnügen unempfindlich zu machen, und beschäftigst deine Empfindlichkeit mit unwesentlichen Gegenständen, die du nur in der Einbildung siehst, und nur im Traume genießest. Die Vergnügungen, welche die Natur dem Menschen zugetheilt hat, sind für dich Schmerzen, weil du dir Gewalt anthun mußt, sie

zu entbehren; und du setzest dich allen Übeln aus, die sie uns vermeiden lehrt, indem du, statt einer nützlichen Geschäftigkeit, dein Leben in den süßen Einbildungen wegträumest, womit du dir die Beraubung des wirklichen Vergnügens zu ersetzen suchest. Dein Übel, lieber Kallias, entspringt von einer Einbildungskraft, welche dir ihre Geschöpfe in einem überirdischen Glanze zeigt, der dein Herz verblendet, und ein falsches Licht über das, was wirklich ist, ausbreitet; von einer dichterischen Einbildungskraft, die sich beschäftigt, schönere Schönheiten und angenehmere Vergnügungen zu erfinden, als die Natur hat; einer Einbildungskraft, ohne welche weder Homere, noch Alkamene, noch Polygnote wären; welche gemacht ist, unsre Ergetzungen zu verschönern, aber nicht die Führerin unsers Lebens zu seyn. Um weise zu seyn, hast du nichts nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle dieser begeisterten Zauberin, und die kalte Überlegung an den Platz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu setzen. Bilde dir auf etliche Augenblicke ein, daß du den Weg zur Glückseligkeit erst suchen müssest;

frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird.

II. KAPITEL.

Fortsetzung der Rede des Hippias. Seine Theorie der angenehmen Empfindungen.

UND wen anders als die Natur können wir fragen, um zu wissen, wie wir leben sollen, um wohl zu leben? „Die Götter?“ Sie sind entweder die Natur selbst, oder die Urheber der Natur: in beiden Fällen ist die Stimme der Natur die Stimme der Gottheit. Sie ist die allgemeine Lehrerin aller Wesen; sie lehrt jedes Thier vom Elefanten bis zum Insekt, was seiner besondern Verfassung gut oder schädlich ist. Um so glücklich zu seyn, als es diese innerliche Einrichtung erlaubt, braucht das Thier nichts weiter, als dieser Stimme der Natur zu folgen; welche bald durch den süßen Zug des Vergnügens, bald durch das ungeduldige Fodern des Bedürfnisses, bald durch das ängstliche Pochen des Schmerzens, es entweder zu dem-

jenigen locket, was ihm zuträglich ist, oder es zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gattung auffodert, oder es vor demjenigen warnet, was seinem Wesen die Zerstörung dräuet. Sollte der Mensch allein von dieser mütterlichen Vorsorge ausgenommen seyn, oder er allein irren können, wenn er der Stimme folgt, die zu allen Wesen spricht? Oder ist nicht vielmehr die Unachtsamkeit und der Ungehorsam gegen ihre Erinnerungen die einzige wahre Ursache, warum unter einer unendlichen Menge von lebenden Wesen der Mensch das einzige unglückselige ist?

Die Natur hat allen ihren Werken eine gewisse Einfalt eingedrückt, die ihre mühsamen Anstalten und die genaueste Regelmäßigkeit unter einem Scheine von Leichtigkeit und Anmuth verbirgt. Mit diesem Stempel sind auch die Gesetze der Glückseligkeit bezeichnet, welche sie dem Menschen vorgeschrieben hat. Sie sind einfältig, leicht auszuüben, führen gerade und sicher zum Zweck. Die Kunst glücklich zu leben würde die gemeinste unter allen Künsten seyn, wie sie die leichteste ist, wenn die Menschen nicht gewohnt wären sich einzubilden, „daß man

große Zwecke nicht anders als durch große Anstalten erreichen könne.“ Es scheint ihnen zu einfältig, daß alles, was uns die Natur durch den Mund der Wahrheit zu sagen hat, in diese drey Erinnerungen zusammen fließen soll: Befriedige deine Bedürfnisse; vergnüge alle deine Sinnen; erspare dir so viel du kannst alle schmerzhaften Empfindungen. Und doch wird dich eine kleine Aufmerksamkeit überführen, daß die vollständigste Glückseligkeit, deren die Sterblichen fähig sind, in die Linie, die von diesen dreyen Formeln bezeichnet wird, eingeschlossen ist.

Es hat Narren gegeben, welche die Frage mühsam untersucht haben, ob das Vergnügen ein Gut und der Schmerz ein Übel sey. Es hat noch größere Narren gegeben, welche wirklich behaupteten, der Schmerz sey kein Übel und das Vergnügen kein Gut; und was das lustigste dabey ist, beide haben Thoren gefunden, die albern genug waren, diese Narren für klug zu halten. Das Vergnügen ist kein Gut, sagen sie, weil es Fälle gibt, wo der Schmerz ein größeres Gut ist; und der Schmerz ist kein Übel, weil er zuwei-

len besser ist als das Vergnügen. Sind diese Wortspiele einer Antwort werth? Was würde ein Zustand seyn, der in einem vollständigen unaufhörlichen Gefühl des höchsten Grades aller möglichen Schmerzen bestände? Wenn dieser Zustand das höchste Übel ist, so ist der Schmerz ein Übel.

Doch wir wollen die Schwätzer mit Worten spielen lassen, die ihnen bedeuten müssen was sie wollen. Die Natur entscheidet diese Frage, wenn es eine seyn kann, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig läßt. Wer ist, der nicht lieber vernichtet als unaufhörlich gepeinigt werden wollte? Wer sieht nicht einen schönen Gegenstand lieber als einen ekelhaften? Wer hört nicht lieber den Gesang der Nachtigall, als das Geheul der Nachteule? Wer zieht nicht einen angenehmen Geruch oder Geschmack einem widrigen vor? Und würde nicht der enthaltsame Kallias selbst lieber auf einem Lager von Blumen in den Rosenarmen irgend einer schönen Nymfe ruhen, als in den glühenden Armen des ehernen Götzenbildes, welchem die unmenschliche Andacht gewisser Syrischer Völker ihre Kinder opfert? Eben so we-

nig scheint einem Zweifel unterworfen zu seyn, daß der Schmerz und das Vergnügen so unverträglich sind, daß eine einzige gepeinigte Nerve genug ist, uns gegen die vereinigten Reizungen aller Wollüste unempfindlich zu machen. Die Freyheit von allen Arten der Schmerzen ist also unstreitig eine unumgängliche Bedingung der Glückseligkeit; allein da sie nichts Positives ist, so ist sie nicht sowohl ein Gut, als der Zustand, worin man des Genusses des Guten fähig ist. Dieser Genuß allein ist es, dessen Dauer den Stand hervorbringt, den man Glückseligkeit nennt.

Es ist unläugbar, daß nicht alle Arten und Grade des Vergnügens gut sind. Die Natur allein hat das Recht uns die Vergnügen anzuzeigen, die sie uns bestimmt hat. So unendlich die Menge dieser angenehmen Empfindungen zu seyn scheint, so ist doch leicht zu sehen, daß sie alle entweder zu den Vergnügungen der Sinne, oder der Einbildungskraft, oder zu einer dritten Klasse, die aus beiden zusammen gesetzt ist, gehören. Die Vergnügen der Einbildungs-

kraft sind entweder Erinnerungen an ehemals genossene sinnliche Vergnügen; oder Mittel, uns den Genuß derselben reizender zu machen; oder angenehme Dichtungen und Träume, die entweder in einer neuen willkürlichen Zusammensetzung angenehmer sinnlicher Vorstellungen, oder in einer eingebildeten Erhöhung der Grade jener Vergnügen, die wir erfahren haben, bestehen. Es sind also, wenn man genau reden will, alle Vergnügungen im Grunde sinnlich, indem sie, es sey nun unmittelbar oder vermittelt der Einbildungskraft, von keinen andern als sinnlichen Vorstellungen entstehen können.

Die Philosophen reden von Vergnügen des Geistes, von Vergnügen des Herzens, von Vergnügen der Tugend. Alle diese Vergnügen sind es für die Sinnen, oder für die Einbildungskraft, oder sie sind—nichts.

Warum ist Homer unendliche Mal angenehmer zu lesen als Heraklitus? Weil die Gedichte des ersten eine Reihe von Gemälden darstellen, die—entweder durch die eigenthümlichen Reizungen des Gegenstandes, oder die Lebhaftigkeit der Farben, oder einen Kontrast, der das

Vergnügen durch eine kleine Mischung mit widrigen Empfindungen erhöht, oder die Erregung angenehmer Gemüthsbewegungen—unsre Fantasie bezaubern: da hingen die trocknen Schriften des Philosophen nichts darstellen, als eine Reihe von Wörtern, welche nicht Bilder, sondern bloße Zeichen abgezogener Begriffe sind, von welchen sich die Einbildungskraft nicht anders als mit vieler Anstrengung, und mit einer beständigen Bemühung, die Verwirrung so vieler gestalt- und farbenloser Schatten zu verhüten, einige Vorstellung machen kann. Es ist wahr, es gibt abgezogene Begriffe, die für gewisse enthusiastische Seelen entzückend sind; aber warum sind sie es? In der That bloß darum, weil die Einbildungskraft sie auf eine schlaue Art zu verkörpern weiß. Untersuche alle angenehme Ideen von dieser Art, so unkörperlich und geistig sie scheinen mögen, und du wirst finden, daß das Vergnügen, das sie deiner Seele machen, von den sinnlichen Vorstellungen entsteht, womit sie begleitet sind. Bemühe dich so sehr als du willst dir Götter ohne Gestalt, ohne Glanz, ohne etwas, das die Sinnen rührt, vorzustellen; es wird dir

unmöglich seyn. Der Jupiter des Homer und Fidias, die Idee eines Herkules oder Theseus, wie unsre Einbildungskraft sich diese Helden vorzustellen pflegt, die Ideen eines überirdischen Glanzes, einer mehr als menschlichen Schönheit, eines ambrosischen Geruchs, werden sich unvermerkt an die Stelle derjenigen setzen, die du dich vergeblich zu machen bestrebest, und du wirst noch immer an dem irdischen Boden kleben, wenn du schon in den empyräischen Gegenden zu schweben glaubst.

Sind die Vergnügen des Herzens weniger sinnlich? Sie sind die allersinnlichsten. Ein gewisser Grad derselben verbreitet eine wollüstige Wärme durch unser ganzes Wesen, belebt den Umlauf des Blutes, ermuntert das Spiel der Fibern, und setzt unsre ganze Maschine in einen Zustand von Behaglichkeit, der sich der Seele um so mehr mittheilet, als ihre eigenen natürlichen Verrichtungen auf die angenehmste Art dadurch erleichtert werden. Die Bewunderung, die Liebe, das Verlangen, die Hoffnung, das Mitleiden, jeder zärtliche Affekt bringt diese Wirkung in einigem Grade hervor, und

ist desto angenehmer, je mehr er sich derjenigen Wollust nähert, die unsre Alten würdig gefunden haben, in der Gestalt der personificierten Schönheit, aus deren Genusse sie entspringt, unter die Götter gesetzt zu werden. Derjenige, den sein Freund niemals in Entzückungen gesetzt hat, die den Entzückungen der Liebe ähnlich sind, ist nicht berechtigt von den Vergnügen der Freundschaft zu reden. Was ist das Mitleiden, welches uns zur Gutthätigkeit treibt? Wer anders ist desselben fähig, als diese empfindlichen Seelen, deren Auge durch den Anblick, deren Ohr durch den ächzenden Ton des Schmerzens und Elends gequälet wird, und die in dem Augenblicke, da sie die Noth eines Unglücklichen erleichtern, beynahe dasselbe Vergnügen fühlen, welches sie in eben diesem Augenblick an seiner Stelle gefühlt hätten? Wenn das Mitleiden nicht ein wolüstiges Gefühl ist, warum rührt uns nichts so sehr, als die leidende Schönheit? Warum lockt die klagende Fädra in der Nachahmung zärtliche Thränen aus unsern Augen, da die winselnde Häfslichkeit in der Natur nichts als Ekel erweckt? Und sind etwan die Vergnügen der Wohlthä-

tigkeit und Menschenliebe weniger
 sinnlich? Dasjenige, was in dir vorgehen
 wird, wenn du dir die kontrastierenden
 Gemähle einer geängstigten und ei-
 ner fröhlichen Stadt vorstellst, die
 Homer auf den Schild des Achilles setzt,
 wird dir diese Frage auflösen. Nur dieje-
 nigen, die der Genuss des Vergnügens in
 die lebhafteste Entzückung setzt, sind fä-
 hig, von den lachenden Bildern einer all-
 gemeinen Freude und Wonne so sehr
 gerührt zu werden, daß sie dieselbe au-
 ßer sich zu sehen wünschen; das Vergnü-
 gen der Gutthätigkeit wird allemal mit
 demjenigen in Verhältniß stehen, welches
 ihnen der Anblick eines vergnügten Ge-
 sichts, eines fröhlichen Tanzes, einer öf-
 fentlichen Lustbarkeit macht; und es ist
 nur der Vortheil ihres Vergnügens, je all-
 gemeiner diese Scene ist. Je größer die An-
 zahl der Fröhlichen und die Mannigfaltig-
 keit der Freuden, desto größer die Wol-
 lust, wovon diese Art von Menschen, an
 denen alles Sinn, alles Herz und Seele
 ist, beym Anblick derselben überströmet
 werden. Laß uns also gestehen, Kallias,
 daß alle Vergnügen, die uns die Natur an-
 beut, sinnlich sind; und daß die hochflie-

gendste, abgezogenste und geistigste Einbildungskraft uns keine andre verschaffen kann, als solche, die wir auf eine weit vollkommnere Art aus dem rosenbekränzten Becher, und von den Lippen der schönen Cyane saugen könnten.

Es ist wahr, es gibt noch eine Art von Vergnügen, die beym ersten Anblick eine Ausnahme von meinem Satze zu machen scheint. Man könnte sie künstliche nennen, weil wir sie nicht aus den Händen der Natur empfangen, sondern nur gewissen Einverständnissen der menschlichen Gesellschaft zu danken haben, durch welche dasjenige, was uns dieses Vergnügen macht, die Bedeutung eines Gutes erhalten hat. Allein die kleinste Überlegung wird uns überzeugen, daß diese Dinge keine andre Art von Vergnügen gewähren, als die uns der Besitz des Geldes gibt, welches wir mit Gleichgültigkeit ansehen würden, wenn es uns nicht für alle die wirklichen Vergnügen Gewähr leistete, die wir uns dadurch verschaffen können. Von der nämlichen Art ist dasjenige, welches der Ehrgeizige empfindet, wenn ihm Bezeugungen einer scheinbaren Hochachtung gemacht werden, die ihm als Zeichen seines An-

sehens und der Macht, die ihm dasselbe über andere gibt, angenehm sind. Ein morgenländischer Despot bekümmert sich wenig um die Hochachtung seiner Völker; sklavische Unterwürfigkeit ist für ihn genug. Ein Mensch hingegen, dessen Glück in den Händen solcher Leute liegt, die seines gleichen sind, ist genöthigt, sich ihre Hochachtung zu erwerben. Allein diese Unterwürfigkeit ist dem Despoten, diese Hochachtung ist dem Republikaner nur darum angenehm, weil sie ihm das Vermögen oder die Gelegenheit gibt, die Leidenschaften und Begierden desto besser zu befriedigen, welche die unmittelbaren Quellen des Vergnügens sind. Warum ist Alcibiades ehrgeizig? Alcibiades bewirbt sich um einen Ruhm, der seine Ausschweifungen, seinen Übermuth, seinen schleppenden Purpur, seine Schmäuse und Liebeshändel bedeckt; der es den Athenern erträglich macht, den Liebesgott mit dem Blitze Jupiters bewaffnet auf dem Schilde ihres Feldherrn zu sehen; der die Gemahlin eines Spartanischen Königs so sehr verblendet, daß sie stolz darauf ist, für

seine Buhlerin gehalten zu werden ¹⁾. Ohne diese Vortheile würde ihm Ansehen und Ruhm so gleichgültig seyn, als ein Haufen Rechenpfennige einem korinthischen Wechsler.

„Allein, spricht man, wenn es seine Richtigkeit hat, daß die Vergnügen der Sinne alles sind, was uns die Natur zuerkannt hat: was ist leichter und was braucht weniger Kunst und Anstalten, als glücklich zu seyn? Wie wenig bedarf die Natur um zufrieden zu seyn?“

Es ist wahr, die rohe Natur bedarf wenig. Unwissenheit ist der Reichthum des Wilden. Eine Bewegung, die seinen Körper munter erhält, eine Nahrung, die seinen Hunger stillt, ein Weib, schön oder häßlich, wenn ihn die Ungeduld des Bedürfnisses spornt, ein schattiger Rasen, wenn er des Schlags bedarf, und eine Höhle, sich vor dem Ungewitter zu sichern, ist alles, was der wilde Mensch nöthig hat, um in einem Leben von achtzig und hundert Jahren sich nur nicht träumen zu lassen, daß man mehr vonnöthen haben

¹⁾ Man sehe den Plutarch im Leben des Alcibiades.

könne. Die Vergnügungen der Einbildungskraft und des Geschmackes sind nicht für ihn; er genießt nicht mehr, als die übrigen Thiere, und genießt wie sie. Wenn er glücklich ist, weil er sich nicht für unglücklich hält, so ist er es doch nicht in Vergleichung mit demjenigen, für den die Künste des Witzes und des Geschmackes die angenehmste Art zu genießen, und eine unendliche Menge von Ergetzungen der Sinne und der Einbildung erfunden haben, wovon die Natur in ihrem rohen Zustande keinen Begriff hat. Wahr ist's, diese Vergleichung findet nur in dem Stande einer Gesellschaft Statt, die in einer langen Reihe von Jahrhunderten sich endlich zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit erhoben hat. In diesem Stande aber wird alles das zum Bedürfnis, was der Wilde nur darum nicht vermisst, weil es ihm unbekannt ist; und Diogenes könnte zu Korinth nicht glücklich seyn, wenn er nicht—ein Narr wäre.

Gewisse poetische Köpfe haben sich ein goldnes Alter, ein idealisches Arkadien, ein reizendes Hirtenleben geträumt, welches zwischen der rohen Natur und der Lebensart des begüter-

ten Theils eines gesitteten und sinnreichen Volkes das Mittel halten soll. Sie haben die verschönerte Natur von allem demjenigen entkleidet, wodurch sie verschönert worden ist, und diesen abgezogenen Begriff die schöne Natur genannt. Allein (außer dem, daß diese schöne Natur in der nackten Einfalt, welche man ihr gibt, niemals irgendwo vorhanden war) wer siehet nicht, daß die Lebensart des goldnen Alters der Dichter zu derjenigen, welche durch die Künste mit allem bereichert und ausgeziert wird, was uns im Genuß einer ununterbrochenen Wollust vor dem Überdruß der Sättigung bewahren kann, daß, sage ich, jene dichterische Lebensart zu dieser sich eben so verhält, wie die Lebensart des wildesten Sogdianers zu jener? Wenn es angenehmer ist, in einer bequemen Hütte zu wohnen, als in einem hohlen Baume: so ist es noch angenehmer in einem geräumigen Hause zu wohnen, das mit den ausgesuchtesten und wollüstigsten Bequemlichkeiten versehen, und allenthalben mit Bildern des Vergnügens ausgeziert ist. Und wenn eine mit Bändern und Blumen geschmückte Fyllis reizender ist, als eine schmutzige Wilde:

mufs nicht eine von unsern Schönen, deren natürliche Reizungen durch einen wohl ausgesonnenen und schimmernden Putz erhoben werden, um eben so viel besser gefallen, als jene Schäferin?

III. KAPITEL.

Geisterlehre eines ächten Materialisten.

WIR haben die Natur gefragt, Kallias, worin die Glückseligkeit bestehe, und wir hörten ihre Antwort. „Ein schmerzenfreyes Leben, die angenehmste Befriedigung unsrer natürlichen Bedürfnisse, und der abwechselnde Genuß aller Arten von Vergnügen, womit die Einbildungskraft, der Witz und die Künste unsern Sinnen zu schmeicheln fähig sind.“ Diefs ist alles, was der Mensch fordern kann. Wenn es eine erhabnere Art von Glückseligkeit gibt, so können wir wenigstens gewifs seyn, dafs sie nicht für uns gehört, da wir nicht einmal fähig sind, uns eine Vorstellung von ihr zu machen. Es ist wahr, der enthusiastische Theil unter den Verehrern der Götter schmeichelt sich mit einer zukünftigen Glückseligkeit, zu welcher die

Seele nach der Zerstörung des Körpers erst gelangen soll. Die Seele, sagen sie, war ehemals eine Freundin und Gespielin der Götter, sie war unsterblich wie sie, und begleitete (wie Plato homerisiert) den geflügelten Wagen Jupiters, um mit den übrigen Unsterblichen die unvergänglichen Schönheiten zu beschauen, womit die unermesslichen Räume über den Sphären erfüllt sind. Ein Krieg, der unter den Bewohnern der unsichtbaren Welt entstand, verwickelte sie in den Fall der Besiegten: sie wurde vom Himmel gestürzt, und in den Kerker eines thierischen Leibes eingeschlossen, um durch den Verlust ihrer ehemaligen Wonne, in einem Zustande, der eine Kette von Plagen und Schmerzen ist, ihre Schuld auszutilgen. Das unendliche Verlangen, der nie gestillte Durst nach einer Glückseligkeit, die sie in keinem irdischen Gute findet, ist das Einzige, das ihr zu ihrer Qual von ihrem vormaligen Zustand übrig geblieben ist; und es ist unmöglich, daß sie diese vollkommene Seligkeit, wodurch sie allein befriedigt werden kann, wieder erlange, ehe sie sich wieder in ihren ursprünglichen Stand, in das reine Element der Geister, empor ge-

schwungen hat. Sie ist also vor dem Tode keiner andern Glückseligkeit fähig, als derjenigen, deren sie durch eine freiwillige Absonderung von allen irdischen Dingen, durch Ertödtung aller irdischen Leidenschaften und Entbehrung aller sinnlichen Vergnügen fähig gemacht wird. Nur durch diese Entkörperung wird sie der Beschauung der wesentlichen und göttlichen Dinge fähig, worin die Geister ihre einzige Nahrung und diese vollkommne Wonne finden, von welcher die sinnlichen Menschen sich keinen Begriff machen können. Solchergestalt kann sie nur, nachdem sie, durch verschiedene Grade der Reinigung, von allem, was thierisch und körperlich ist, gesäubert worden, sich wieder zu der überirdischen Sphäre erheben, mit den Göttern leben, und im unverwandten Anschauen des wesentlichen und ewigen Schönen, wovon alles Sichtbare bloß der Schatten ist, Ewigkeiten durchleben, die eben so grenzenlos sind als die Wonne, von der sie überströmet werden.

Vielleicht gibt es Leute, Kallias, bey denen die Milzsucht hoch genug gestiegen ist, daß diese Begriffe eine Art von Wahrheit für sie haben. Es ist auch nichts leicht-

ters, als daß junge Personen von lebhafter Empfindung und feuriger Einbildungskraft, durch eine einsame Lebensart und den Mangel solcher Gegenstände und Freuden, worin sich dieses übermäfsige Feuer verzehren könnte, von solchen hochfliegenden Schimären eingenommen werden, welche so geschickt sind, ihre nach Vergnügen lechzende Einbildungskraft durch eine Art von Wollust zu täuschen, die nur desto lebhafter ist, je verworrener und dunkler die bezaubernden Fantomen sind, die sie hervorbringen. Allein ob diese Träume, aufser dem Gehirn ihrer Erfinder, und derjenigen, deren Einbildungskraft so glücklich ist, ihnen nachfliegen zu können, einige Wahrheit oder Wirklichkeit haben, ist eine Frage, deren Erörterung, wenn sie der gesunden Vernunft aufgetragen wird, nicht zum Vortheile derselben ausfällt. Wem anders als der Unwissenheit und dem Aberglauben der ältesten Welt haben die Nymfen und Faunen, die Najaden und Tritonen, die Furien und die erscheinenden Schatten der Verstorbenen ihre vermeinte Wirklichkeit zu danken? Je

besser wir die Körperwelt kennen lernen, desto enger werden die Grenzen des Geisterreichs. Ich will jetzt nichts davon sagen, ob es nicht wahrscheinlich sey, daß die Priesterschaft, die von jeher einen so zahlreichen Orden unter den Menschen ausgemacht, bald genug die Entdeckung machen mußte, was für große Vortheile man durch diesen Hang der Menschen zum Wunderbaren von ihren beiden heftigsten Leidenschaften, der Furcht und der Hoffnung, ziehen könne. Wir wollen bey der Sache selbst bleiben. Worauf gründet sich die erhabne Theorie, von der wir reden? Wer hat jemals diese Götter, diese Geister gesehen, deren Daseyn sie voraussetzt? Welcher Mensch erinnert sich dessen, daß er ehemals ohne Körper in den ätherischen Gegenden geschwebt, den geflügelten Wagen Jupiters begleitet, und mit den Göttern Nektar getrunken habe? Was für einen sechsten oder siebenten Sinn haben wir, um das wirkliche Daseyn der Gegenstände damit zu erkennen, womit man die Geisterwelt bevölkert? Sind es unsre innerlichen Sinnen? Was sind diese anders, als das Vermögen der Einbildungskraft, die Erscheinungen der äu-

fsern Sinne nachzuäffen? Was sieht das
 inwendige Auge eines Blindgeborenen?
 Was hört das innere Ohr eines gebornen
 Tauben? Oder was sind die erhabensten
 Scenen, in welche die Einbildungskraft
 auszuschweifen fähig ist, anders als neue
 Zusammensetzungen, die sie gerade
 so macht, wie ein Mädchen aus den zer-
 streuten Blumen in einem Parterr einen
 Kranz flicht; oder höhere Grade des-
 sen, was die Sinnen einst empfunden ha-
 ben, von welchen man jedoch immer un-
 fähig bleibt, sich einige klare Vorstellung
 zu machen? Denn was empfinden wir bey
 dem ätherischen Schimmer oder den
 ambrosischen Gerüchen der Homeri-
 schen Götter? Wir sehen, wenn ich so sa-
 gen kann, den Schatten eines Glanzes in
 unsrer Einbildung; wir riechen, so zu sa-
 gen, den Schatten eines lieblichen Duf-
 tes: aber wir sehen keinen ätherischen
 Glanz, und empfinden keinen ambrosi-
 schen Geruch. Kurz, man verbiete den
 Schöpfern der überirdischen Welten sich
 keiner irdischen und sinnlichen Materia-
 lien zu bedienen; so werden ihre Wel-
 ten (um mich eines ihrer Ausdrücke zu
 bedienen) plötzlich wieder in den Schoofs

des Nichts zurück fallen, woraus sie gezogen worden.

Und brauchen wir wohl noch einen andern Beweis, um uns diese ganze Theorie verdächtig zu machen, als die Methode, die man uns vorschreibt, um zu der geheimnißvollen Glückseligkeit zu gelangen, welcher wir diejenige aufopfern sollen, die uns die Natur und unsre Sinnen anbieten? Wir sollen uns den sichtbaren Dingen entziehen, um die unsichtbaren zu sehen; wir sollen aufhören zu empfinden, damit wir desto lebhafter fantasieren können. Verstopfet eure Sinnen, sagen sie, so werdet ihr Dinge sehen und hören, wovon diese thierischen Menschen, die gleich dem Vieh mit den Augen sehen, und mit den Ohren hören, sich keinen Begriff machen können. Eine vortreffliche Diät, in Wahrheit! Die Schüler des Hippokrates werden dir beweisen, daß man keine bessere erfinden kann, um—wahnsinnig zu werden.

Es ist also sehr wahrscheinlich, daß alle diese Geister, diese Welten, welche sie bewohnen, und diese Glückseligkeiten, welche man nach dem Tode mit ihnen zu theilen hofft, nicht mehr Wahrheit haben,

als die Nymfen, Liebesgötter und Grazien der Dichter, als die Gärten der Hesperiden und die Inseln der Circe und Kalypso; kurz, als alle diese Spiele der Einbildungskraft, welche uns belustigen, ohne daß wir sie für wirklich halten. Die Religion unsrer Väter befiehlt uns, einen Jupiter, einen Apollo, eine Afrodite zu glauben: ganz gut; aber was für eine Vorstellung macht man uns von ihnen? Jedermann gesteht, daß es unmöglich sey, diese Götter, diese Göttin auf eine vollkommnere Weise abzubilden, als es von Fidias und Praxiteles geschehen ist. Gleichwohl ist der Jupiter des Fidias nichts anders, als ein heroischer Mann, die Cythere des Praxiteles nichts mehr, als ein schönes Weib; von dem Gott und der Göttin hat kein Mensch in Griechenland den mindesten Begriff. Man verspricht uns nach dem Tode ein unsterbliches Leben bey den Göttern; aber die Begriffe, die wir uns davon machen, sind entweder aus den sinnlichen Wollüsten, oder den feinern und geistigern Freuden, die wir in diesem Leben erfahren haben, zusammen gesetzt; es ist also klar, daß wir gar keine ächte

Vorstellung von dem Leben der Geister und von ihren Freuden haben.

Ich will hiermit nicht läugnen, daß es Götter, Geister, oder vollkommnere Wesen als wir sind, geben könne, oder vielleicht wirklich gebe. Alles, was meine Schlüsse beweisen, ist dieß: „daß wir unfähig sind, uns eine richtige Vorstellung von ihnen zu machen, oder kurz, daß wir nichts von ihnen wissen.“ Wissen wir aber nichts, weder von ihrem Zustande noch von ihrer Natur, so ist es für uns eben so viel, als ob sie gar nicht wären. Anaxagoras bewies mir einst mit dem ganzen Enthusiasmus eines Sternsehers, daß der Mond Einwohner habe. Vielleicht sagte er die Wahrheit. Allein was sind diese Mondbewohner für dich oder mich? Meinst du, der König Philippus werde sich die mindeste Sorge machen, die Griechen möchten sie gegen ihn zu Hülfe rufen? Es mögen Einwohner im Monde seyn; aber für uns ist der Mond weder mehr noch weniger als eine leere glänzende Scheibe, die unsre Nächte erheitert, und unsre Zeit abmißt.

Wenn es denn also, mein lieber Kallias, mit allen jenen übersinnlichen Din-

gen diese Bewandtniß hat und nothwendig haben muß, wie thöricht wär' es, den Plan unsers Lebens auf Schimären zu gründen, und uns der Glückseligkeit, deren wir wirklich genießen könnten, zu begeben, um uns, wie der Hund im Nil, mit ungewissen Hoffnungen, den Schatten unserer Wünsche, zu speisen! Was könnte widersinniger seyn, als die Frucht seines Daseyns zu verlieren, in Hoffnung sich dafür schadlos zu halten, wenn man nicht mehr seyn wird! Denn daß wir itzt leben, und daß dieses Leben aufhören wird, das wissen wir gewiß: ob ein andres alsdann anfangt, ist wenigstens ungewiß; und wenn es auch gewiß wäre, so ist doch unmöglich das Verhältniß desselben gegen das itzige zu bestimmen, da wir kein Mittel haben, uns einen ächten Begriff davon zu machen. Laß uns also den Plan unsers Lebens auf das gründen, was wir kennen und wissen; und nachdem wir gefunden haben, was das glückliche Leben ist, den geradesten und sichersten Weg suchen, auf dem wir dazu gelangen können.

IV. KAPITEL.

Worin Hippias eine feine Kenntniß der Welt zu zeigen scheint.

ICH habe schon bemerkt, daß die Glückseligkeit, welche wir suchen, nur in dem Stand einer Gesellschaft, die sich schon zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit erhoben hat, Statt finde. In einer solchen Gesellschaft entwickeln sich alle diese mannigfaltigen Geschicklichkeiten, die bey dem rohen Menschen, der wenig bedarf, einsam lebt, und wenig Leidenschaften hat, immer müßige Fähigkeiten bleiben. Die Einführung des Eigenthums, die Ungleichheit der Güter und Stände, die Armuth der einen, der Überfluß, die Üppigkeit und Trägheit der andern, dieses sind die wahren Götter der Künste, die Merkure und die Musen, denen wir ihre Erfindung oder doch ihre Vollkommenheit zu danken haben. Wie viele Menschen müssen ihre Bemühungen vereinigen, um einen einzigen Reichen zu befriedigen! Diese bauen seine Felder und Weinberge; jene pflanzen seine Lustgär-

ten ; andre bearbeiten den Marmor , woraus seine Wohnung aufgeführt wird ; Tausende durchschiffen den Ocean , um ihm die Reichthümer fremder Länder zuzuführen ; Tausende beschäftigen sich die Seide und den Purpur zu bereiten , die ihn kleiden , die Tapeten , die seine Zimmer schmücken , die kostbaren Gefäße , woraus er ist und trinkt , und das weiche Lager , worauf er der wollüstigen Ruhe genießt ; Tausende strengen in schlaflosen Nächten ihren Witz an , um neue Bequemlichkeiten , neue Wollüste , eine leichtere und angenehmere Art die leichtesten und angenehmsten Verrichtungen , die uns die Natur auferlegt zu thun , für ihn zu erfinden , und durch die Zaubereyen der Kunst , die den gemeinsten Dingen einen Schein der Neuheit zu geben weiß , seinen Ekel zu täuschen , und seine vom Genusse ermüdeten Sinnen aufzuwecken. Für ihn arbeitet der Mahler , der Tonkünstler , der Dichter , der Schauspieler , und überwindet unendliche Schwierigkeiten , um Künste zur Vollkommenheit zu treiben , welche die Anzahl seiner Ergetzungen vermehren sollen. Allein alle diese Leute , welche für den glücklichen Menschen arbeiten ,

würden sie es thun, wenn sie nicht selbst glücklich zu seyn wünschten? Für wen arbeiten sie, als für denjenigen, der ihre Bemühung ihn zu vergnügen belohnen kann? Der König von Persien selbst ist nicht mächtig genug, einen Zeuxis zu zwingen, daß er ihm eine Leda mahle. Nur die Zauberkraft des Goldes, welchem eine allgemeine Übereinkunft der gesitteten Völker den Werth aller nützlichen und angenehmen Dinge beygelegt hat, kann den Genie und den Fleiß einem Midas dienstbar machen, der ohne seine Schätze vielleicht kaum würdig wäre, dem für ihn arbeitenden Mahler die Farben zu reiben.

Die Kunst sich die Mittel zur Glückseligkeit zu verschaffen, ist also schon gefunden, mein lieber Kallias, so bald wir die Kunst gefunden haben, einen genugsamen Vorrath von diesem wahren Steine der Weisen zu bekommen, der uns die ganze Natur unterwirft, Millionen unsers gleichen zu freywilligen Sklaven unsrer Üppigkeit macht, uns in jedem schlaunen Kopf einen dienstwilligen Merkur, und, durch den unwiderstehlichen Glanz eines goldenen Regens, in jeder Schönen eine Danae finden läßt.

Die Kunstreich zu werden, Kallias, ist im Grunde nichts anders, als die Kunst, sich des Eigenthums andrer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen. Ein Despot hat unter dem Schutz eines Vorurtheils, welches demjenigen sehr ähnlich ist, womit die Ägypter den Krokodill vergöttern, in diesem Stück ungemeine Vortheile. Da sich seine Rechte so weit erstrecken als seine Macht, und diese Macht durch keine Pflichten eingeschränkt ist, weil ihn niemand zwingen kann sie zu erfüllen: so kann er sich das Vermögen seiner Unterthanen zueignen, ohne sich darum zu bekümmern, ob es mit ihrem guten Willen geschieht. Es kostet ihm keine Mühe, unermessliche Reichtümer zu erwerben; und, um mit der unmäßigsten Schwelgerey in einem Tage Millionen zu verschwenden, braucht er nur den Theil des Volkes, den seine Dürftigkeit zu einer immer währenden Arbeit verdammt, an diesem Tage—fasten zu lassen. Allein, aufser dem daß dieser Vortheil nur sehr wenigen Sterblichen zu Theil werden kann, ist er auch nicht so beschaffen, daß ein weiser Mann ihn be-

neiden könnte. Das Vergnügen hört auf Vergnügen zu seyn, so bald es über einen gewissen Grad getrieben wird. Das Übermafs der sinnlichen Wollüste zerstöret die Werkzeuge der Empfindung; das Übermafs der Vergnügen der Einbildungskraft verderbt den Geschmack des Schönen, indem für unmäßige Begierden nichts reizend seyn kann, was in die Verhältnisse und das Ebenmafs der Natur eingeschlossen ist. Daher ist das gewöhnliche Schicksal eines morgenländischen Fürsten, der in die Mauern seines Serails eingekerkert ist, in den Armen der Wollust vor Ersättigung und Überdruß umzukommen. Er vergeht vor langer Weile, indess die süßesten Gerüche von Arabien vergeblich für ihn duften, die geistigsten Weine ihm ungekostet aus Krystallen entgegen blinken, tausend Schönheiten, deren jede zu Pafos einen Altar erhielt, alle ihre Reizungen, alle ihre buhlerischen Künste umsonst verschwenden, seine schlaffen Sinnen zu erwecken, und zehn tausend Sklaven seiner Üppigkeit in die Wette eifern, um unerhörte und ungeheure Wollüste zu erdenken, welche vielleicht fähig seyn möchten, das abgestumpfte Gefühl dieses unglückse-

ligen Glücklichen auf etliche Augenblicke zu täuschen. Wir haben also mehr Ursache als man insgemein glaubt, der Natur zu danken, wenn sie uns in einen Stand setzt, wo wir das Vergnügen durch Arbeit erkaufen müssen, und unsre Leidenschaften erst mäßigen lernen, eh wir zu einer Glückseligkeit gelangen, die wir ohne diese Mäßigung nicht genießen könnten.

Da nun die Despoten — und die Strafsenräuber die Einzigen sind, denen es (auf ihre Gefahr) zusteht, sich des Vermögens andrer Leute mit Gewalt zu bemächtigen: so bleibt demjenigen, der sich aus einem Zustande von Mangel und Abhänglichkeit empor schwingen will, nichts anders übrig, als, „dafs er sich die Geschicklichkeit erwerbe, den Vortheil und das Vergnügen der Lieblinge des Glückes zu befördern.“

Unter den vielerley Arten, wie dieses geschehen kann, sind einige dem Menschen von Genie, mit Ausschluss aller übrigen, vorbehalten; und diese theilen sich, nach ihrem verschiedenen Endzweck, in zwey Klassen ein, wovon die erste die Vortheile, und die andre

das Vergnügen des beträchtlichsten Theils einer Nation zum Gegenstand hat. Die erste, unter welcher die Regierungs- und Kriegskünste begriffen sind, scheint ordentlicher Weise nur in freyen Staaten Platz zu finden¹⁾; die andre hat keine Grenzen als den Grad des Reichthums und der Üppigkeit eines jeden Volks, von welcher Art seine Staatsverfassung seyn mag. In dem armen Athen wurde ein guter Feldherr unendliche Male höher geschätzt als ein guter Mahler. In dem reichen, wollüstigen Athen hingegen gibt man sich keine Mühe zu untersuchen, wer der tüchtigste sey ein Kriegsheer anzuführen. Man hat wichtigere Dinge zu entscheiden. Die Frage ist, welche unter etlichen Tänzerinnen die artigsten Füße hat und die leichtesten Sprünge macht? Ob die Venus des Praxiteles oder des Alkamenes die schö-

1) Hippias spricht hier als ein Mann, der von einer auf Grundgesetze gebauten und mit der Freyheit des Volkes sehr wohl verträglichen monarchischen Verfassung keinen Begriff hatte. Zu seiner Zeit kannte man nichts als despotische Reiche und Freystaaten.

nere ist? — Daher kommt es auch, daß die Künste des Genies von der ersten Klasse, für sich allein, selten zum Reichthum führen. Die großen Talente, die großen Verdienste und Tugenden, die dazu erfordert werden, finden sich gemeiniglich nur in armen und empor strebenden Republiken, die alles, was man für sie thut, nur mit Lorberkränzen bezahlen. In Staaten aber, wo Reichthum und Üppigkeit schon die Oberhand gewonnen haben, kann man aller dieser Talente und Tugenden, welche die Regierungskunst zu erfordern scheint, entbehren. Man kann in solchen Staaten Gesetze geben, ohne ein Solon, Kriegsheere anführen, ohne ein Leonidas oder Themistokles zu seyn. Perikles, Alcibiades, regierten zu Athen den Staat und führten die Völker an; obgleich jener nur ein Redner war, und dieser keine andre Kunst kannte, als die Kunst, Herzen zu fangen. „In solchen Freystaaten hat das Volk die Eigenschaften, die in einem despotischen der Einzige hat, der kein Sklave ist; man braucht ihm nur zu gefallen, um zu allem tüchtig befunden zu werden.“ Perikles herrschte, ohne die äußerlichen Zeichen

der königlichen Würde, so unumschränkt in dem freyen Athen, als Artaxerxes in dem unterthänigen Asien. Seine Talente, und die Künste die er von der schönen Aspasia gelernt hatte, erwarben ihm eine Art von Oberherrschaft, die nur desto unumschränkter war, da sie ihm freywillig zugestanden wurde. Die Kunst eine große Meinung von sich zu erwecken, die Kunst zu überreden, die Kunst von der Eitelkeit der Athener Vorthail zu ziehen und ihre Leidenschaften zu lenken, machten seine ganze Regierungskunst aus. Er verwickelte die Republik in ungerechte und unglückliche Kriege, erschöpfte die öffentliche Schatzkammer, erbitterte die Bundsgenossen durch gewaltsame Erpressungen; und damit das Volk keine Zeit hätte, eine so schnöde Staatsverwaltung genauer zu beobachten, so bauete er Schauspielhäuser, gab ihnen schöne Bildsäulen und Gemähldes zu sehen, unterhielt sie mit Tänzerinnen und Virtuosen, und gewöhnte sie so sehr an diese abwechselnden Ergetzungen, daß die Vorstellung eines neuen Stücks, oder der Wettstreit unter etlichen Flötenspielern zuletzt Staatsangelegenheiten wurden, über wel-

ehen man diejenigen vergaß, die es in der That waren. Nur funfzig Jahre früher würde man einen Perikles für eine Pest der Republik angesehen haben; allein damals würde Perikles ein Aristides gewesen seyn. In seinem Zeitraume war er, gerade so wie er war und weil er so war, der größte Mann des Staats: der Mann, der Athen zu dem höchsten Grade der Macht und des Glanzes erhob, den es erreichen konnte; der Mann, dessen Zeit als das goldne Alter der Muses in allen künftigen Jahrhunderten angezogen werden wird; und, was für ihn selbst das wichtigste war, der Mann, für welchen die Natur die Euripiden und Aristofane, die Fidias, die Zeuxis, die Damonen und die Aspasion zusammen brachte, um sein Privatleben so angenehm zu machen, als sein öffentliches Leben glänzend war. „Die Kunst über die Einbildungskraft der Menschen zu herrschen, die geheimen, ihnen selbst verborgnen Triebfedern ihrer Bewegungen nach unserm Gefallen zu lenken, und sie zu Werkzeugen unsrer Absichten zu machen, indem wir sie in der Meinung erhalten, daß wir es von

den ihrigen sind," ist also, ohne Zweifel, diejenige, die ihrem Besitzer am nützlichsten ist, und dieß ist die Kunst, welche die Sofisten lehren und ausüben; die Kunst, welcher sie das Ansehen, die Unabhängigkeit und die glücklichen Tage, deren sie genießen, zu danken haben. Du kannst dir leicht vorstellen, Kallias, daß sie sich in etlichen Stunden weder lehren noch lernen läßt; allein meine Absicht ist auch für itzt nur, dir überhaupt einen Begriff davon zu geben.

Dasjenige, was man die Weisheit der Sofisten nennt, ist die Geschicklichkeit sich der Menschen so zu bedienen, daß sie geneigt sind, unser Vergnügen zu befördern, oder überhaupt die Werkzeuge unsrer Absichten zu seyn. Die Beredsamkeit, welche diesen Namen erst alsdann verdient, wenn sie im Stand ist, die Zuhörer, wer sie auch seyn mögen, von allem zu überreden was wir wollen, und in jeden Grad einer jeden Leidenschaft zu setzen, die zu unsrer Absicht nöthig ist; eine solche Beredsamkeit ist unstreitig ein unentbehrliches Werkzeug, und das vornehmste

wodurch die Sofisten diesen Zweck erreichen. Die Sprachlehrer bemühen sich, junge Leute zu Rednern zu bilden: die Sofisten thun mehr; sie lehren sie Überredner zu werden, wenn mir dieses Wort erlaubt ist. Hierin allein besteht das Erhabne einer Kunst, die vielleicht noch niemand in dem Grade besessen hat wie Alcibiades, der in unsern Zeiten so viel Aufsehens gemacht hat. Der Weise bedient sich dieser Überredungsgabe nur als eines Werkzeugs zu höhern Absichten. Alcibiades überläßt es einem Antifon²⁾, sich mit Ausfeilung einer künstlich gesetzten Rede zu bemühen; er überredet indessen seine Landsleute, daß ein so lie-

2) Dieser Antifon soll der erste gewesen seyn, der die Kunst vor Gerichte zu reden zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht. Auch von ihm rühmt man, daß er seine Zuhörer alles was er gewollt habe überreden können. (*Philostat. vit. Sophist. I. 15.*) Gleichwohl konnte er, da er wegen eines Staatsverbrechens angeklagt wurde, die Athener nicht überreden, ihn los zu sprechen, wiewohl Thucydides, der selbst dabey zugegen war, versichert, *neminem unquam melius ullam oravisse capitis causam. Cic. de clar. Or. XII.*

benswürdiger Mann wie Alcibiades das Recht habe zu thun was ihm einfalle; er überredet die Spartaner zu vergessen, daß er ihr Feind gewesen, und daß er es bey der ersten Gelegenheit wieder seyn werde; er überredet die Königin Timea die Mutter eines jungen Alcibiades durch ihn zu werden, und die Satrapen des großen Königs, daß er ihnen die Athener zu eben der Zeit verrathen wolle, da er diese überredet, daß sie ihn mit Unrecht für einen Verräther hielten ³⁾. Eine solche Überredungskraft setzt die Geschicklichkeit voraus, jede Gestalt anzunehmen, wodurch wir demjenigen gefällig werden können, auf den wir Absichten haben; die Geschicklichkeit, sich der verborgensten Zugänge seines Herzens zu versichern, seine Leidenschaften, je nachdem wir es nöthig finden, zu erregen, zu liebkosen, eine durch die andre zu verstärken, oder zu schwächen, oder gar zu unterdrücken: sie erfordert eine Gefälligkeit, die von den Sittenlehrern Schmeicheley genannt wird, aber diesen Namen nur alsdann verdient,

3) S. Plutarch im Leben des Alcibiades.

wenn sie von den Gnathonen, die um die Tafeln der Reichen sumsen, nachgeäffet wird, — eine Gefälligkeit, die aus einer tiefen Kenntniß der Menschen entspringt, und das Gegentheil von der lächerlichen Sprödigkeit gewisser Fantasten ist, die den Menschen übel nehmen, daß sie anders sind, als wie diese ungebeten Gesetzgeber es haben wollen; kurz, diejenige Gefälligkeit, ohne welche es vielleicht möglich ist, die Hochachtung, aber niemals die Liebe der Menschen zu erlangen; weil wir nur diejenigen lieben können, die uns ähnlich sind, die unsern Geschmack haben oder zu haben scheinen, und so eifrig sind, unser Vergnügen zu befördern, daß sie hierin die Aspasia von Milet zum Muster nehmen, welche sich bis ans Ende in der Gunst des Perikles erhielt, indem sie in demjenigen Alter, worin man die Seele der Damen zu lieben pflegt, sich in die Grenzen der Platonischen Liebe zurück zog, und die Rolle des Körpers durch andre spielen liefs 4).

4) Wir haben keinen sittsamern Ausdruck für die Gefälligkeit finden können, deren As-

Ich lese in deinen Augen, Kallias, was du gegen diese Künste einzuwenden hast, die sich so übel mit den Vorurtheilen vertragen, die du gewohnt bist für Grundsätze zu halten. Es ist wahr, die Kunst zu leben, welche die Sofisten lehren, ist auf ganz andre Begriffe von dem, was in sittlichem Verstande schön und gut ist, gebaut, als diejenigen hegen, die von dem idealischen Schönen und von einer gewissen Tugend, die ihr eigener Lohn seyn soll, so viel schöne Dinge zu sagen wissen. Allein, wenn du noch nicht müder bist mir zuzuhören, als ich es bin zu schwatzen; so denke ich, es soll mir nicht schwer werden dich zu überzeugen, daß das idealische Schöne und die idealische Tugend mit jenen Geistermärchen, deren ich vorhin erwähnte, in die nehmliche Klasse gehören.

pasia von einem gewissen Komödienmacher Hermippus öffentlich beschuldigt wurde. Plutarch und sein ehrlicher Welscher Übersetzer Amyot sagen, ohne Umschweife, *qu'elle servoit de maquerele à Pericles, recevant en sa maison des bourgeois de la ville, dont Pericles jouissoit.*

V. KAPITEL.

Der Anti-Platonismus in nuce.

WAS ist das Schöne? Was ist das Gute? ¹⁾—Ehe wir diese Frage beantworten können, müssen wir, däucht mich, vorher fragen: Was ist das, was die Menschen schön und gut nennen? Wir wollen vom Schönen anfangen. Was für eine unendliche Verschiedenheit in den Begriffen, die man sich bey den verschiedenen Völkern des Erdbodens von der Schönheit macht! Alle Welt kommt darin überein, daß ein schönes Weib das schönste unter allen Werken der Natur sey. Allein wie muß sie seyn, um

1) Diefs ist dieselbe Frage, über welche der Platonische Sokrates unsern Sofisten in dem Dialog, den man den gröfsern Hippias nennt, schikanirt. Hippias bekannte sich wirklich zu den Grundsätzen, die man ihn in diesem Kapitel behaupten läßt. Sie sind vollkommen das Widerspiel derjenigen, welche Plato in seinem Fädrus lehrt. Nur hat man freylich den Sofisten ein wenig scheinbarer und witziger reden lassen müssen, als ihn Plato reden läßt; er mußte doch wenigstens verdienen angehört zu werden.

für eine vollkommene Schönheit in ihrer Art gehalten zu werden? Hier fängt der Widerspruch an. Stelle dir eine Versammlung von so vielen Liebhabern vor, als es verschiedene Nationen unter verschiedenen Himmelsstrichen gibt; was ist gewisser als daß ein jeder den Vorzug seiner Geliebten vor den übrigen behaupten wird? Der Europäer wird die blendende Weisse, der Mohr die rabengleiche Schwärze der seinigen vorziehen; der Grieche wird einen kleinen Mund, eine Brust, die mit der hohlen Hand bedeckt werden kann, und das angenehme Ebenmafs einer feinen Gestalt; der Afrikaner die eingedrückte Nase und die aufgeschwollenen dickrothen Lippen; der Perser die grofsen Augen und den schlanken Wuchs; der Serer²⁾ die kleinen Augen, den runden Wanst und die winzigen Füfse, an der seinigen bezaubernd finden. Hat es vielleicht mit dem Schönen im sittlichen Verstande, mit dem was sich geziemt, eine andre Bewandtnifs? Ich glaube nein. Die Spartanischen

2) Ohne Zweifel werden die Chineser unter diesem Namen gemeint.

Jungfrauen scheuen sich nicht in einem Aufzuge gesehen zu werden, wodurch in Athen die geringste öffentliche Metze sich entehrt hielte. In Persien würde ein Frauenzimmer, das an einem öffentlichen Orte sein Gesicht entblößte, ebenso angesehen werden, als in Smyrna eine die sich ohne alle Kleidung sehen ließe. Bey den morgenländischen Völkern erfordert der Wohlstand eine Menge von Beugungen und unterthänigen Gebarden, die man gegen diejenigen macht die man ehren will; wir Griechen finden diese Höflichkeit eben so schändlich und sklavenmäfsig, als die Attische Urbanität zu Persepolis grob und bäurisch scheinen würde. Bey den Griechen hat eine Freygeborne ihre Ehre verloren, die sich den jungfräulichen Gürtel von einem andern als ihrem Manne auflösen läßt; bey gewissen Völkern jenseits des Ganges ist ein Mädchen desto vorzüglicher, je mehr es Liebhaber gehabt hat, die seine Reizungen aus Erfahrung anzurühmen wissen. Diese Verschiedenheit der Begriffe vom sittlichen Schönen zeigt sich nicht nur in besondern Gebräuchen und Gewohnheiten verschiedner Völker, wovon

sich die Beyspiele ins Unendliche häufen ließen; sondern selbst in dem Begriffe, den sie sich überhaupt von der Tugend machen. Bey den Römern ist Tugend und Tapferkeit einerley; bey den Athenern schließt dieses Wort alle Arten von nützlichen und angenehmen Eigenschaften in sich. Zu Sparta kennt man keine andre Tugend als den Gehorsam gegen die Gesetze; in despotischen Reichen keine andre, als die sklavische Unterthänigkeit gegen den Monarchen und seine Satrapen; am Kaspischen Meere ist dertugendhafteste, der am besten rauben kann und die meisten Feinde erschlagen hat; in dem wärmsten Striche von Indien hat nur der die höchste Tugend erreicht, der sich durch eine völlige Unthätigkeit, ihrer Meinung nach, den Göttern ähnlich macht.

Was folget nun aus allen diesen Beyspielen? Ist nichts an sich selbst schön oder recht? Gibt es kein gewisses Modell, wornach dasjenige, was schön oder sittlich ist, beurtheilt werden muß? Wir wollen sehen. Wenn ein solches Modell ist, so muß es in der Natur seyn. Denn es wäre Thorheit, sich einzubilden, daß

irgend ein Pygmalion eine Bildsäule schnitzen könne, welche schöner wäre, als die berühmte Fryne, die sich der Vollkommenheit aller Formen ihrer Gestalt dermaßen bewußt war, daß sie kein Bedenken trug eine unendliche Menge von Augen zu Richtern darüber zu machen, als sie an einem Feste der Eleusinischen Göttinnen sich, bloß in ihre langen fliegenden Haare eingehüllt, öffentlich im Meere badete. Gewiß ist die Venus eines jeden Volks nichts anders als die Abbildung derjenigen Frau, bey welcher sich, nach dem allgemeinen Urtheile dieses Volks, die Nazionalschönheit im höchsten Grade befinden würde. Aber welches unter so vielerley Modellen ist denn an sich selbst das schönste? Wer soll unter so vielen, die an den goldnen Apfel mit anscheinend gleichem Recht Anspruch machen, den Ausschlag geben? Wir wollen es versuchen. Gesetzt, es würde eine allgemeine Versammlung angestellt, wozu eine jede Nazione den schönsten Mann und das schönste Weib, nach ihrem Nationalmodell zu urtheilen, geschickt hätten, und wo die Weiber zu entscheiden hätten, welcher unter allen diesen

Mitwerbern um den Preis der Schönheit der schönste Mann, und die Männer, welche unter allen das schönste Weib wäre. Dieß vorausgesetzt, sage ich, man würde gar bald diejenigen aus allen übrigen aussondern, die unter diesen milden und gemäßigten Himmelsstrichen geboren worden wären, wo die Natur allen ihren Werken ein feineres Ebenmaß der Gestalt, und eine angenehmere Mischung der Farben zu geben pflegt. Denn die vorzügliche Schönheit der Natur in den gemäßigten Zonen erstreckt sich vom Menschen bis auf die Pflanzen. Unter diesen auserlesnen von beiden Geschlechtern würde vielleicht der Vorzug lange zweifelhaft seyn; allein endlich würde doch unter den Männern derjenige den Preis erhalten, bey dessen Landsleuten die verschiednen gymnastischen Übungen am stärksten, und in dem höchsten Grade der Vollkommenheit getrieben würden; und alle Männer würden mit Einer Stimme diejenige für die Schönste unter den Schönen erklären, die von einem Volke abgeschickt worden wäre, welches bey der Erziehung der Töchter die möglichste Entwicklung und Pflege

der natürlichen Schönheit zur Hauptsache machte. Der Spartaner würde also vermuthlich für den schönsten Mann, und die Perserin für das schönste Weib erklärt werden ³⁾. Der Grieche, welcher der Anmuth den Vorzug vor der Schönheit gibt, weil die Griechischen Weiber mehr reizend als schön sind, würde nichts desto weniger zu eben der Zeit, da sein Herz einem Mädchen von Pafos oder Milet den Vorzug gäbe, bekennen müssen, daß die Perserin schöner sey; und eben dieses würde der Serer thun, ob er gleich das dreyfache Kinn und den Wanst seiner Landsmännin reizender finden würde.

Vermuthlich hat es die nehmliche Bewandtniß mit dem sittlichen Schönen. So groß auch hierin die Verschiedenheit der Begriffe unter verschiednen

3) Die heutigen Perserinnen und diejenigen, von welchen Hippias spricht, sind nicht die nehmlichen. Die heutigen sind nach dem Zeugnisse der glaubwürdigsten Augenzeugen mehr häßlich als schön. Die Schönen in den Harems der Großen, und selbst diejenigen, welche man öffentlich zu sehen bekommen kann, sind aus Tschirkassien und Georgien.

Zonen ist, so wird doch schwerlich geläugnet werden können, daß der Preis der Sitten derjenigen Nazion gebühre, welche die geistreichste, die ausgebildetste, die belebteste, geselligste und angenehmste ist. Die ungezwungne und einnehmende Urbanität des A t h e n e r s muß einem jeden Fremden angenehmer seyn, als die abgemessene, ernsthafte und ceremonienvolle Höflichkeit des M o r g e n l ä n d e r s. Das verbindliche Wesen, der Schein von Leutseligkeit, so jener seinen kleinsten Handlungen zu geben weiß, muß vor dem steifen Ernst des P e r s e r s, oder der rauhen Gutherzigkeit des S k y t h e n eben so sehr den Vorzug erhalten, als der Putz einer D a m e v o n S m y r n a, der die Schönheit weder ganz verhüllt, noch ganz den Augen Preis gibt, vor der V e r m u n g der M o r g e n l ä n d e r i n, oder der thierischen Blöße einer W i l d e n. Das M u s t e r der aufgeklärtesten und geselligsten Nazion scheint also die wahre Regel des sittlichen Schönen, oder des Anständigen zu seyn, und Athen und Smyrna sind die Schulen, worin man seinen G e s c h m a c k und seine S i t t e n bilden muß.

Allein nachdem wir eine Regel für das Schöne gefunden haben, was für eine werden wir für das, was Recht ist, finden? wovon so verschiedene und widersprechende Begriffe unter den Menschen herrschen, daß eben dieselbe Handlung, die bey dem einen Volke mit Lorberkränzen und Statuen belohnt wird, bey dem andern eine schmähliche Todesstrafe verdient; und daß kaum ein Laster ist, welches nicht irgendwo seinen Altar und seinen Priester habe. Es ist wahr, die Gesetze sind bey dem Volke, welchem sie gegeben sind, die Richtschnur des Rechts und Unrechts; allein, was bey diesem Volke durch das Gesetz befohlen wird, wird bey einem andern durch das Gesetz verboten.

Die Frage ist also: Gibt es nicht ein allgemeines Gesetz, welches bestimmt, was an sich selbst Recht ist? Ich antworte Ja; und dieses allgemeine Gesetz, was könnt' es anders seyn als die Stimme der Natur, die zu einem jeden spricht: Suche dein eigenes Bestes; oder mit andern Worten: Befriedige deine natürlichen Begierden, und genieße so viel Vergnügen als du

kannst. Diefes ist das einzige Gesetz, das die Natur dem Menschen gegeben hat; und so lang' er sich im Stande der Natur befindet, ist das Recht, das er an alles hat, was seine Begierden verlangen, oder was ihm gut ist, durch nichts anders als das Mafs seiner Stärke eingeschränkt; er darf alles, was er kann, und ist keinem andern nichts schuldig. Allein der Stand der Gesellschaft, welcher eine Anzahl von Menschen zu ihrem gemeinschaftlichen Besten vereinigt, setzt zu jenem einzigen Gesetze der Natur, suche deine eigenes Bestes, die Einschränkung, ohne einem andern zu schaden. Wie also im Stande der Natur einem jeden Menschen alles recht ist, was ihm nützlich ist; so erklärt im Stande der Gesellschaft das Gesetz alles für unrecht und strafwürdig, was der Gesellschaft schädlich ist; und verbindet hingegen die Vorstellung eines Vorzugs und belohnungswürdigen Verdienstes mit allen Handlungen, wodurch der Nutzen oder das Vergnügen der Gesellschaft befördert wird.

Die Begriffe von Tugend und Laster

gründen sich also eines Theils auf den Vertrag, den eine gewisse Gesellschaft unter sich gemacht hat, und in so ferne sind sie willkürlich; andern Theils auf dasjenige, was einem jeden Volke nützlich oder schädlich ist; und daher kommt es, daß ein so großer Widerspruch unter den Gesetzen verschiedener Nationen herrschet. Das Klima, die Lage, die Regierungsform, die Religion, das eigne Temperament und der Nationalcharakter eines jeden Volks, seine Lebensart, seine Stärke oder Schwäche, seine Armuth oder sein Reichthum, bestimmen seine Begriffe von dem, was ihm gut oder schädlich ist. Daher diese unendliche Verschiedenheit des Rechts oder Unrechts unter den policierten Nationen; daher der Kontrast der Moral der glühenden Zonen mit der Moral der kalten Länder, der Moral der freyen Staaten mit der Moral der despotischen Reiche, der Moral einer armen Republik, welche nur durch den kriegerischen Geist gewinnen kann, mit der Moral einer reichen, die ihren Wohlstand dem Geiste der Handelschaft und dem Frieden zu danken hat; daher endlich die Albernheit der Mora-

listen, welche sich den Kopf zerbrechen, um zu bestimmen, was für alle Nationen recht sey, ehe sie die Auflösung der Aufgabe gefunden haben, wie man machen könne, daß eben dasselbe für alle Nationen gleich nützlich sey.

Die Sofisten, deren Sittenlehre sich nicht auf abgezogene Ideen, sondern auf die Natur und wirkliche Beschaffenheit der Dinge gründet, finden die Menschen an einem jeden Orte so, wie sie seyn können. Sie schätzen einen Staatsmann zu Athen, an sich selbst, nicht höher als einen Gaukler zu Persepolis, und eine Matrone von Sparta ist in ihren Augen kein vertrefflicheres Wesen als eine Lais zu Korinth. Es ist wahr, der Gaukler würde zu Athen, und die Lais zu Sparta schädlich seyn; allein ein Aristides würde zu Persepolis, und eine Spartanerin zu Korinth, wo nicht eben so schädlich, doch wenigstens ganz unnützlich seyn. Die Idealisten, wie ich diese Philosophen zu nennen pflege, welche die Welt nach ihren Ideen umschmelzen wollen, bilden ihre Lehrjünger zu Menschen, die man nirgends für einheimisch erkennen kann, weil ihre Moral eine Ge-

setzung voraussetzt, welche nirgends vorhanden ist. Sie bleiben arm und ungeachtet, weil ein Volk nur demjenigen Hochachtung und Belohnung zuerkennt, der seinen Nutzen befördert, oder doch zu befördern scheint; ja sie werden als Verderber der Jugend und als heimliche Feinde der Gesellschaft angesehen, und die Landesverweisung oder der Giftbecher ist zuletzt alles, was sie für die undankbare Bemühung davon tragen, die Menschen zu entkörpern, um sie in die Klasse der mathematischen Punkte, Linien und Dreyecke zu erhöhen. Klüger als diese eingebildeten Weisen, die, wie jener Citharschläger von Aspendus ⁴⁾, nur in und für sich selbst musicieren, überlassen die Sofisten den Gesetzen eines jeden Volks, ihre Bürger zu lehren was Recht oder Unrecht sey. Da sie selbst zu keinem besondern Staatskörper gehören, so genießen sie die Vorrechte eines Weltbürgers; und indem sie den Gesetzen

4) Cicero I. in Verrem, c. 20. Illum Aspendium Citharistam, de quo saepe audistis id quod est Graecis hominibus in proverbio, quem omnia intus canere dicebant. —

und der Religion eines jeden Volks, bey dem sie sich befinden, diejenige Achtung bezeigen, welche sie vor allen Ungelegenheiten mit den Handhabern derselben sichert, so erkennen und befolgen sie doch in der That kein andres als jenes allgemeine Gesetz der Natur, welches dem Menschen sein eignes Bestes zur einzigen Richtschnur gibt. Alles, wodurch ihre natürliche Freyheit eingeschränkt wird, ist die Beobachtung einer nützlichen Klugheit, die ihnen vorschreibt, ihren Handlungen die Farbe, den Schnitt und die Auszierung zu geben, wodurch sie denjenigen, mit welchen sie zu thun haben, am gefälligsten werden. Das moralische Schöne ist für unsre Handlungen eben das, was der Putz für unsern Leib; und es ist eben so nöthig, seine Aufführung nach den Vorurtheilen und dem Geschmack derjenigen zu modeln, mit denen man lebt, als es nöthig ist sich so zu kleiden wie sie. Ein Mensch, der nach einem gewissen besondern Modell gebildet worden ist, sollte, wie die wandelnden Bildsäulen des Dädalus ⁵⁾, an seinen

5) Dädalus war der erste Griechische Bild-

väterlichen Boden angefesselt werden; denn er ist nirgends an seinem Platz als unter seines gleichen. Ein Spartaner würde sich nicht besser schicken die Rolle eines obersten Sklaven des Artaxerxes zu spielen, als ein Sarmater sich schickte Polemarchus ⁶⁾ zu Athen zu seyn. Der Weise hingegen ist der allgemeine Mensch, der Mensch, dem alle Farben, alle Umstände, alle Verfassungen und Stellungen anstehen; und er ist es eben darum, weil er keine besondere Vorurtheile und Leidenschaften hat, weil er nichts als ein Mensch ist. Er gefällt allenthalben, weil er, wohin er kommt, sich die Vorurtheile und Thorheiten gefallen

hauer, der seinen Bildern abgesonderte Füße, oder (mit dem König Lear beym Shakspear zu reden) eine gabelförmige Gestalt gab. Diefs wurde für ein so großes Kunststück angesehen, dafs in spätern Zeiten die Sage ging, seine Bildsäulen hätten (gleich denjenigen, welche Homers Vulkan bildete) von sich selbst wandeln können wohin sie gewollt hätten, und man hätte sie fesseln müssen, damit sie ihrem Besitzer nicht davon liefen. *Plato Opp. II. 97.*

6) Kriegsminister.

läßt, die er antrifft. Wie sollte er nicht geliebt werden, er, der immer bereit ist sich für die Vortheile andrer zu beeifern, ihre Begriffe zu billigen, ihren Leidenschaften zu schmeicheln? Er weiß, daß die Menschen von nichts überzeugter sind als von ihren Irrthümern, nichts zärtlicher lieben als ihre Fehler, und daß es kein gewisseres Mittel gibt sich ihr Mißfallen zuzuziehen, als wenn man ihnen eine Wahrheit entdeckt, die sie nicht wissen wollen. Weit entfernt also, ihnen die Augen wider ihren Willen zu eröffnen, oder einen Spiegel vorzuhalten, der ihnen ihre Häfslichkeit vorrückte, bestärkt er den Thoren in dem Gedanken, daß nichts abgeschmackter sey als Verstand zu haben; den Verschwender in dem Wahne, daß er großmüthig, den Knicker in dem Gedanken, daß er ein guter Haushalter, die Häfsliche in der süßen Einbildung, daß sie desto geistreicher, und den Großen und Reichen in der Überredung, daß er ein Staatsmann, ein Gelehrter, ein Held, ein Gonner der Musen, ein Liebling der Schönen, kurz alles was er wolle, sey. Er bewundert das System des Philosophen, die einbildische Unwissenheit

des Hofmanns, und die großen Thaten des Generals. Er gestehet dem Tanzmeister ohne Widerrede zu, daß Cimon der größte Mann in Griechenland gewesen wäre, wenn er—die Füße besser zu setzen gewußt hätte; und dem Mahler, daß man mehr Genie braucht, ein Zeuxis, als ein Homer zu seyn. Diese Art mit den Menschen umzugehen ist von unendlich größerm Vortheil als man beym ersten Anblick denken sollte. Sie erwirbt uns ihre Liebe, ihr Zutrauen, und eine desto größere Meinung von unserm Verdienste, je größer diejenige ist, die wir von dem ihrigen zu haben scheinen. Sie ist das gewisseste Mittel zu den höchsten Stufen des Glücks empor zu steigen. Meinst du, daß es die größten Talente, die vorzüglichsten Verdienste seyen, die einen Archonten, einen Heerführer, einen Satrapen, oder den Günstling eines Fürsten machen? Siehe dich in den Republiken um; du wirst finden, daß der eine sein Ansehen der lächelnden Miene zu danken hat, womit er die Bürger grüßt; ein anderer der ansehnlichen Periferie seines Wanstes; ein dritter der Schönheit seiner Gemahlin, und ein vierter seiner brüllenden

Stimme. Gehe an die Höfe, du wirst Leute finden, welche das Glück worin sie schimmern, der Empfehlung eines Kammerdieners, der Gunst einer Dame die sich für ihre Talente verbürgt hat, oder der Gabe des Schlags schuldig sind, womit sie befallen werden, wenn der Vezier mit ihren Weibern scherzt. Nichts ist in diesem Lande der Bezauberungen gewöhnlicher, als einen unbärtigen Knaben in einen Feldherrn, einen Gaukler in einen Staatsminister, einen Kuppler in einen Oberpriester verwandelt zu sehen; ja, ein Mensch ohne alle sittliche Verdienste kann oft durch ein einziges Talent, welches er vielleicht nicht einmal gestehen darf, zu einem Glücke gelangen, das ein anderer durch die größten Verdienste vergeblich zu erhalten gesucht hat.

Wer könnte demnach zweifeln, daß die Kunst der Sofisten nicht fähig seyn sollte, ihrem Besitzer auf diese oder jene Art die Gunst des Glückes zu verschaffen?—vorausgesetzt, daß er die natürlichen Gaben besitze, ohne welche der Mann von Verstand allezeit dem Narren Platz machen muß, der damit versehen ist. Allein selbst auf dem Wege der Verdienste ist

niemand gewisser sein Glück zu machen, als er. Wo ist das Amt, das er nicht mit Ruhm bekleiden wird? Wer ist geschickter die Menschen zu regieren, als derjenige, der am besten mit ihnen umzugehen weiß? Wer schickt sich besser zu öffentlichen Unterhandlungen? Wer ist fähiger Rathgeber eines Fürsten oder Demagog eines unabhängigen Volks zu seyn? Ja, wofern er nur das Glück auf seiner Seite hat, wer wird mit größerm Ruhm ein Kriegsheer anführen? wer die Kunst besser verstehen, sich für die Geschicklichkeit und die Verdienste seiner Untergebenen belohnen zu lassen? wer die Vorsicht, die er nicht gehabt, die klugen Anstalten, die er nicht gemacht, die Wunden, die er nicht bekommen hat, besser gelten zu machen wissen, als er.

Doch, es ist Zeit einen Diskurs zu enden, der für uns beide ermüdend zu werden anfängt. Ich habe dir genug gesagt, um den Zauber zu vernichten, den die Schwärmerey auf deine Seele geworfen hat; und wenn dies nicht genug ist, so würde alles überflüssig seyn, was ich hinzu thun könnte.

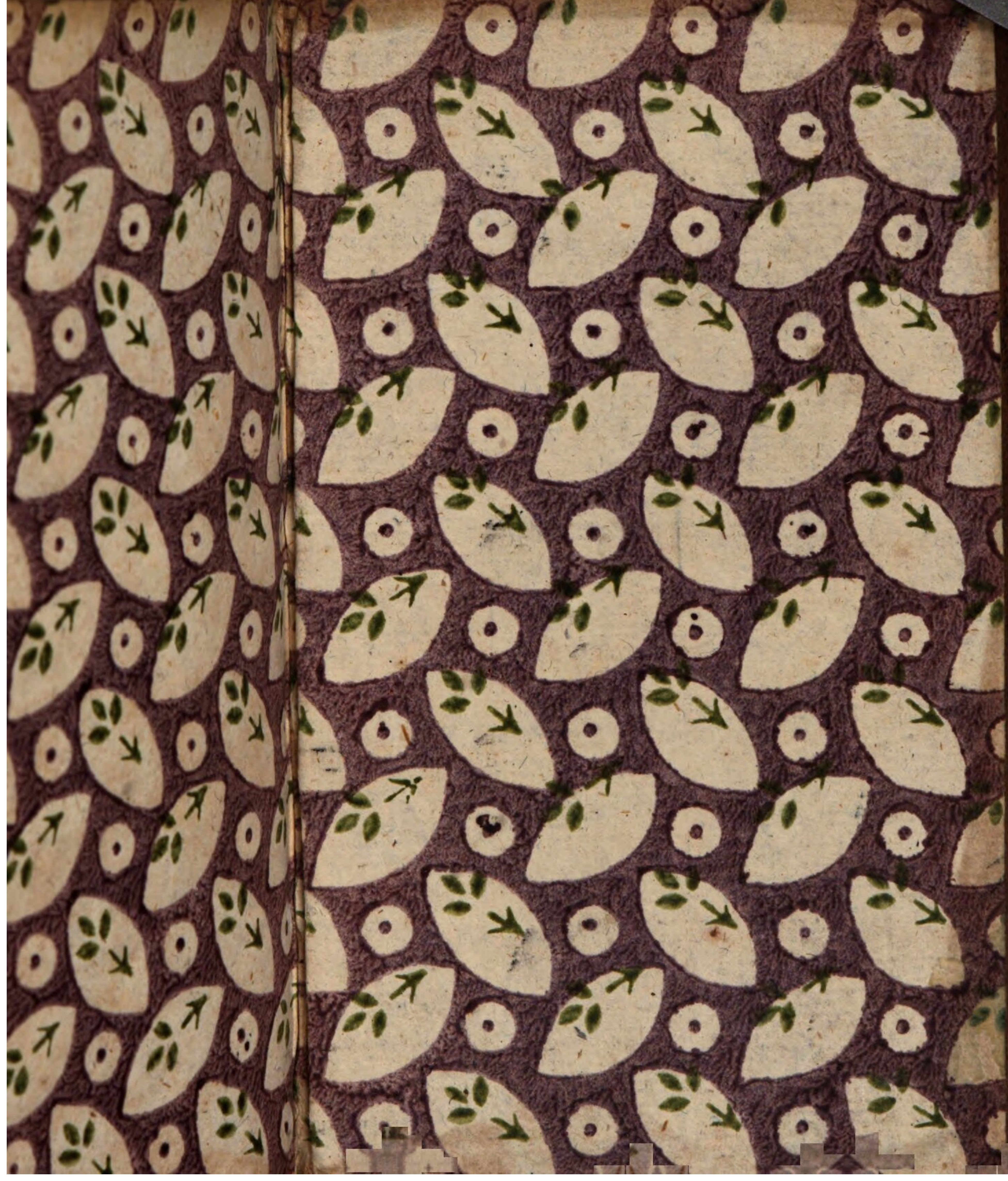
Glaube übrigens nicht, Kallias, dafs der

Orden der Sofisten einen unansehnlichen Theil der menschlichen Gesellschaft mache. Die Anzahl derjenigen, die unsre Kunst ausüben, ist in allen Ständen sehr beträchtlich, und du wirst unter hundert, die ein großes Glück gemacht haben, schwerlich einen einzigen finden, der es nicht einer geschickten Anwendung unsrer Grundsätze zu danken habe. Diese Grundsätze machen (wiewohl sie aus Klugheit nicht laut bekannt oder eingestanden werden) die gewöhnliche Denkungsart der Höflinge, der Leute die sich dem Dienste der Großen gewidmet haben, und überhaupt derjenigen Klasse von Menschen aus, die an jedem Orte die Ersten und Angesehensten sind, und (die wenigen Fälle ausgenommen, wo das spielende Glück durch einen blinden Wurf einen Narren an den Platz eines klugen Menschen fallen läßt) sind die geschickten Köpfe, die von diesen Maximen den besten Gebrauch zu machen wissen, allezeit diejenigen, die es auf der Bahn der Ehre und des Glücks am weitesten bringen.

Ende des ersten Bandes.







Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 1.

Wien 1797

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -48

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261611-9

VD18 15525481-001